

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 11. Jährlich 24 Doppel-Zimmer in Heften. Bei Vorausbezahlung  
ohne Aufschlag vierjährlich 2½ M.

→ Berlin, 1. Juni 1894. →

Große Ausgabe mit allen Zusätzen. Bei Vorausbezahlung  
ohne Aufschlag vierjährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.



"Beim Winde."

Nach dem Bilde von K. Mileti. — Siehe Seite 88.  
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K.-G., München.

Nachdruck verboten.

## Frühlingsregen.

Novelle von Alfred Gaspari.

(Schluß.)

**S**er Frühlingswind, der den Regen gebracht, war aus dem Hörste hinaus auf die Felder geslogen. Nachdem der erste Guss vorüber, fiel ein feiner, stetiger Regen sanft rauschend durch die wieder schwüle Luft. Schwül war es auch zwischen den beiden jungen Leuten. Er zürnte ihr wegen ihres kalten, hochmuthigen Sinnes; er mußte sich zwang annehmen, daß er nicht von neuem seiner Erbitterung Ausdruck gab. Aber gleich darauf empfand er gerade wegen ihrer Lebensauflösung Mitleid mit ihr, denn wie schwer mußte sie das treffen, was er heute von der Baronin erfahren! Wie er sich zwischen sie und den Regen gestellt, so hätte er sie trotz seines Großes gern vor jeder Unbill des Lebens geschützt. Aber dann blies er wieder ingrimig die Wassertropfen aus dem Schnurrbart. Sein Weib konnte sie nun doch nicht werden! War sie ihm auch einerseits durch den Verlust ihres Vermögens näher gerückt, so blieben sie doch durch ihre Ansichten und die beleidigenden Auseinandersetzungen geschieden. Er sah geradeaus in das Gewirr von nassen, glänzenden Zweigen und dicken Blattknospen. Es regnete seine, dichte Tropfen, sodaß er alles wie durch einen Schleier erblickte.

Bor Bessy's Augen lag aber ein doppelter Schleier: der Regen und die immer neuquellenden Thränen. Sie fühlte sich tief gedemüthigt; er mit seiner Arbeit war doch weit stolzer als sie! Außer dem, was er ihr selbst gesagt, kam ihr wieder in den Sinn, daß die Baronin stets mit großer Achtung von ihm sprach. Er sei ein ganzer Mann, für dessen Muth und Ausdauer kein Hinderniß zu hoch sei. Ja, so dachte die Baronin von ihm! Warum mußte er sie denn tränken? — Sie war so verwirrt, daß sie gar nicht mehr recht wußte, was er zu ihr gesagt. — Ach ja, einen Antrag hatte er ihr machen wollen! — — Sie blickte vorsichtig zur Seite; da stand er ruhig und theilnahmslos und sah in den Regen. Nein, sie konnte nie einen solchen Mann heirathen; vor dem mußte sie in ewiger Angst leben!

Plötzlich wandte er ihr seine Augen zu; sie erschrak vor dem kalten Ausdruck. Dazu begann er mit harter, lauter Stimme zu sprechen: „Es thut mir sehr leid, gnädiges Fräulein, daß Sie durch diese zwecklose Unterhaltung in den Regen gekommen sind.“

Er schwieg wieder. Sie saß ratlos da, die Hände in den Schoß gelegt, ein Bild der Ergebenheit. „Er ist noch böse,“ dachte sie, „sehr böse! — Er ist ein entsetzlicher Mann!“

„Sie werden dort ganz naß,“ sagte sie mit plötzlicher Energie und sah ihn mit Todesverachtung an.

„Das schadet mir nichts!“

Das klang grob in ihren verwöhnten Ohren.

„Dann mag ich auch nicht im Trockenen sein,“ rief sie trocken und stand auf. „Lassen Sie uns gehen, wenn es Ihnen gefällig ist.“

„Das ist jetzt unmöglich. Sie würden sich in dem leichten Kleid erfrälten.“

„Das schadet Ihnen doch nichts!“ stieß sie hervor. Ein zorniger Blick seiner Augen traf sie. Heißes Schamroth übergoß ihr Gesicht.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie leise und hob unwillkürlich die Hände empor.

„Ich verzeihe gern,“ erwiderte er, und seine Stimme begann eigenthümlich zu schwingen. „Aber bitte, lassen Sie uns die Zeit, die wir noch ausharren müssen, einander nicht mehr tränken!“

Da brach ein heller Sonnenstrahl aus ihren thränentrüben Augen. Auch er lächelte.

„Sind Sie mit mir noch böse?“ fragte sie mit einem allerliebsten Lächeln.

„Ich weiß nicht!“ sagte er ehrlich; doch da es sie tränkte, fügte er hinzu: „Ich glaube nicht!“ Er blickte sie an, und sie erröthete wieder, denn es war derselbe Blick, mit dem er sie im Wagen angesehen. Er wandte seine Augen von dem gesenkten, blonden Mädchenkopf und spähte wieder in die Zweige hinaus, an denen sich die vielen grünen Knospen durch den lauen Frühlingsregen geschlossen hatten; das funkelte und glänzte alles von hellen Wassertropfen, als habe es geweint, wie das schöne Mädchen an seiner Seite.

„Bitte, seien Sie Sich doch noch einen Augenblick,“ begann er endlich, „ich bitte nur für einige Minuten um Gehör.“

Erschrocken blickte sie auf. „Nun kommt's!“ dachte sie, aber ihr war dabei ganz anders zu Muthe, als es ihr noch vorhin möglich erschien wäre. Willenlos ließ sie sich auf den Kloß nieder; der Doctor stand dicht vor ihr.

„Sehen Sie, Fräulein Bessy, jetzt thut es mir sehr leid, daß ich Ihnen vorhin so häßliche Dinge gesagt. Ich bitte Sie deshalb um Verzeihung. Auch bitte ich Sie, nicht schlecht von mir zu denken, wenn ich Ihnen nochmals versichere, daß ich nie so unedel und unfrei denken könnte, eine Frau zu begehrn, weil sie reich ist. Nein, ein solches, in den Augen der Welt begehrungsreiches Mädchen könnte nie mein Glück bedeuten, denn es würde mich nicht verstehen, so wie ich es nicht verstehe.“

Sie erschrak über seine Worte. Das war keine Liebeserklärung, — nein, wie neuer Spott klang es! Doch sie sah seine Augen: ein tiefer, seliges Bittern durchbebte sie; wie unter einem Bann vermochte sie ihren Blick nicht von dem seinen zu lösen. Als er dann zu sprechen begann, ward sie vom Klang seiner Stimme so ergriffen, daß die Thränen aufs neue emporstiegen. Je mehr er sich zu beherrschen strebte, desto deutlicher verkündeten ihr die weichen, schwingenden Laute seine innere Bewegung.

„Als wir vorhin den Wald betrat, hatte ich Ihnen so viel zu sagen, aber wir mißverstanden uns und tauschten so harte Worte, daß ich schweigen mußte. Ich fürchtete bereits, daß ich niemals die Frage, die mein Glück entscheidet, an Sie richten könnte. — Fräulein Bessy, ich liebe Sie schon lange, lange; — könnten Sie wohl das Weib eines schlichten deutschen Gelehrten werden? Ich bin ja nicht reich, aber ich vermag Ihnen, geliebte Bessy, ein trauliches Heim, ein Leben zu bieten, in das die Noth des Lebens, die mich erzogen, keinen Eintritt hat. Ich habe Sie so lieb, so lieb! Und doch hätt' ich es Ihnen nie gestanden, wenn ich nicht seit wenigen Stunden wußte, daß eine Veränderung in ihrem Leben vorgegangen, daß Ihr Herr Onkel entschlossen ist, sich zu verheirathen, und daß Sie nicht mehr — .“

Und er sagte ihr, was ihm die Baronin mitgetheilt, ohne zu bedenken, daß er eine Indiscretion begehe, und daß er den Schein erwecken könne, als ob er Bessy rücksichtslos eine üble Lage vor Augen führe, um sie sich geneigt zu machen, — als ob er ihr zutraue, daß sie um ihrer Versorgung willen ihm ihr Jawort geben werde. Das heiße Verlangen, sie zu gewinnen, der Wunsch, dem geliebten Mädchen über die große Enttäuschung rasch fortzuhelfen, rissen ihn fort. „O, vergeben Sie mir,“ schloß er, „daß ich Ihnen in der Erregung des Augenblicks etwas sage, was Ihnen vielleicht besser noch verschwiegen geblieben wäre, und daß mich diese schmerzliche Nachricht mit einer süßen Hoffnung erfüllt! — Bessy, ich liebe Sie! — Antworten Sie mir!“

Sie sah ihn starr an; kein Wort brachte sie hervor. Es hallte und brauste vor ihren Ohren. Was er vom Oheim gesagt, verstand sie gar nicht, aber er hätte sie gefragt, ob sie ihn heirathen wolle? Dies Wort betäubte sie völlig. Sie begann heftig zu weinen. Er setzte sich dicht neben sie auf den Holzloß, legte seinen Arm um sie und bemühte sich, sie zu trösten. Sie wehrte sich nicht gegen seine Lieblosungen, und er zog sie dicht an sich und fuhr ihren blonden Scheitel. Er benutzte ihr Schweigen, um ihr deutlicher zu sagen, wie er diese ihr ganzes Leben ändernde Nachricht erhalten, wie er eigentlich gegen den Willen der Baronin ihr dies mitgetheilt. Nochmals bat er sie um Verzeihung, daß er der Ueberbringer dieser Post sei, die ihn freilich froh mache. Er besaße genug für ein einfaches, behagliches Leben, aber er wolle in Zukunft noch viel mehr arbeiten, damit sie recht glücklich sei und er ihr keinen Wunsch zu versagen brauche! — Da erhob sie sich schnell; mit einer kurzen, nicht unzarten Bewegung entwand sie sich seinem Arm und fragte: „Und das ist wirklich wahr? — Die Baronin selbst hat es Ihnen anvertraut?“

Er nickte und griff nach ihrer Hand, allein sie trat noch weiter zurück. Fast schwarz waren ihre blauen Augensterne. „Lassen Sie uns nun gehen!“ sagte sie dann; ihre zarten Schultern zitterten wie im Frost. Am liebsten hätte er die liebliche Gestalt an seine Brust geschlossen, doch der ernste, stolze Ausdruck ihres Gesichts machte ihn betroffen.

„Bessy, Fräulein Bessy, soll das meine Antwort sein?“

Sie antwortete nicht, sondern trat unter dem Dach hervor. Er begann ihr wieder darzustellen, wie glücklich er sei, und wie glücklich er sie machen wolle. Er achtete und liebte sie, er — .

Sie waren ein Stück auf dem feuchten Waldwege dahingegangen. Der Regen hatte aufgehört. Die Sonne lachte vom blauen Frühlingshimmel. Bessy blieb stehen, und er verstummte sofort. Er hatte nicht gedacht, daß sie so ernst und um so vieles älter aussahen könnten.

„Mein Benehmen gegen Sie, Herr Doctor, war vorhin ein sehr schlechtes, denn ich habe Sie für einen kleinlichen, berechnenden Menschen gehalten. Sie sind so edel, wie ich noch keinen Mann gekannt habe. Allein ich kann darum erst recht nicht Ihre Frau werden.“

Wenn die Erbin Bessy Cleveland zu stolz war, den armen, fleißigen Gelehrten zu heirathen, — verzeihen Sie, daß ich so spreche, aber ich achte Sie sehr, — dann ist auch die arme Bessy Cleveland ohne ihr Geld zu stolz, um Herrn Doctor Nordmann zu heirathen. Nein, ich bin nicht zu dumm und zu stolz für die Arbeit! Ich werde selbst meinen Weg machen!“

„Bessy, Bessy, — ist das Ihr Ernst?“

„Ich bin ganz und gar im Ernst. Ich habe nicht gewollt, daß man mich wegen meines Vermögens heirathet, jetzt will ich auch nicht aus Mitleid geheirathet sein!“

„Aus Mitleid!“ wiederholte er vorwurfsvoll und wußte eine Zeitlang nichts zu sagen, so erschrocken machte ihn ihre ruhige, sichere Art. Dann erwachte aber von neuem die Hoffnung, sie umzustimmen.

Er begann zu schildern, ein wie großes Opfer sie ihm brächte, wenn sie Frau Doctor Nordmann würde, wie viele lästige Pflichten und ungewohnte Arbeiten es dann für sie gäbe, und wie glücklich und dankbar er sein würde, wenn sie das alles übernehme. Doch sie blieb ernst und verschlossen. Sie wolle von ihm kein Opfer annehmen, sagte sie.

\* \* \*

Am Waldrande angelommen, mußten sie eine tüchtige Strecke auf der Chaussée zurücklegen, denn sie hatten die Richtung nach der Försterei verfehlt. Stumm, ein jedes in seine Gedanken vertieft, gingen sie neben einander her. Endlich erreichten sie den richtigen Weg und sahen zugleich einen geschlossenen Wagen, den ihnen die Baronin vom Hörste entgegengesetzt hatte. Der Kutscher war schon eine Stunde kreuz und quer durch den Forst gefahren, ohne sie zu finden.

Bessy erschrak bei dem Gedanken, jetzt mit Nordmann in dem engen Wagen fahren zu müssen; doch ihre Besorgniß war vergeblich, denn er schloß, als sie eingestiegen, mit leichter Verbung den Schlag und erklärte, dicht am geöffneten Fenster stehend: „Ich werde den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen. Ich habe durch meine Mitteilungen rauh in Ihren Frieden eingegriffen, Miss Cleveland, und weiß, daß es Ihnen einen Kampf kosten wird, sich wiederzufinden. Aber vielleicht erblüht doch unter diesen Thränen ein neuer Blumenstiel, der Ihr Leben besser schmücken kann als die Blüthen, die ich zerrissen! Vielleicht ist doch etwas Gutes in diesem Leid.“

Er wollte noch von seinem eignen Hosen sprechen, aber sie warf sich schluchzend in die Wagenede und verbarg ihr Antlitz. Da trat er zurück und winkte dem Kutscher.

Es bereitete ihr eine Erleichterung, als sie durch die sonnigen Felder zum jenseitigen Wäldchen dahinrollte. Allein mit ihrem Schmerz, weinte sie sich aus und fand ihre Ruhe wieder. Nun sah sie doch klar, was dieser Schritt ihres Oheims für sie bedeutet; sie verglich sich mit dem armen Fräulein von Borke. Aber straff richtete sie sich sofort wieder empor: nein, bemitleiden sollte sie niemand, und vor allem nicht er, der ihr dies alles gesagt!

Ja, sie wollte allein durch die Welt gehen und durch eigene Arbeit zu etwas gelangen! Wie sie das anfangen sollte, wußte sie noch nicht, doch die Baronin würde ihr helfen. Zu ihr hegte sie unbegrenztes Vertrauen; o, wenn sie nur erst mit ihr sprechen könnte! Sie blickte sehnsüchtig aus dem Fenster.

Endlich hielt der Wagen, aber zu ihrer Enttäuschung war die Gesellschaft schon aufgebrochen; die Waldwiese war nach dem Regen zu feucht zum Spiele gewesen, und daher hatte man wenigstens ein Stück des Heimwegs durch den Wald zu Fuß machen wollen. Einer der jungen Herrn wartete zur Benachrichtigung der beiden Zurückgebliebenen vor dem Hause. Auf Bessy's Drängen fuhren sie sofort der Gesellschaft nach, um sie noch unterwegs einzuholen. Für Nordmann, der von der Bahnhofstation aus leicht heimkehren konnte, wurden einige Zeilen hinterlassen. Bessy entschuldigte sich ihrem neuen Begleiter gegenüber mit heftigen Kopfschmerzen. Sie habe sich jedenfalls bei dem Regen erfältet, meinte der Herr. Sie saß tief in die Wagenede gedrückt und hielt das Tuch vor die Augen.

Als sie die Uebrigen erreichten, fand Bessy zu ihrer Enttäuschung, daß Nordmann, der ebenfalls den Wunsch gehabt, die Baronin bald zu sprechen, bereits an deren Seite im Wagen saß.

Die Baronin hatte auf den ersten Blick gesehen, daß mit Nordmann eine Veränderung geschehen war. „Sie haben mit Bessy wohl schon über Mr. Cleveland's Brief gesprochen?“ fragte sie ihn.

Er erröthete. Seine Lippen zuckten, und er bat um Verzeihung, daß er sich habe hinreisen lassen und ihrem Wunsche entgegengehandelt hätte.

Mit sanften, freundlichen Augen schaute sie ihn an, ein kleines, fast trauriges Lächeln kam und ging. „Ich fürchte Ihnen durchaus nicht, ich hätte es mir denken können!“

Er erröthete noch heftiger und erzählte, was sich zwischen Bessy und ihm zugetragen. Er schilderte in beredten Worten seine Liebe und bat um Rat, wie er das junge Mädchen umstimmen könne. Still, mit gesenktem Haupte hörte die Freundin ihm zu; als er schwieg, atmete sie schnell und kurz, dann sagte sie: „Haben Sie Geduld bis heute abend.“

Nordmann hatte aber sehr wenig Geduld. Es deuchte ihn furchtbar lange, bis die Wagen wieder vor der Villa hielten, und wie eine Ewigkeit kam es ihm vor, bis man sich später von dem zeitigen Abendessen erhob.

Gern hätten die jungen Leute den frohen Tag mit einem improvisirten Tänzchen beschlossen, aber die Baronin gab ihrer ältesten Tochter einen Wink, und man begnügte sich mit dem Rathen von Sprichwörtern und mit Pfänderspielen. Nordmann ließ die Baronin nicht aus den Augen, seine Blicke suchten sie an ihr Versprechen zu erinnern.

Bessy hatte sich inzwischen von der Gesellschaft entfernt; sie stand einsam an der ins Freie führenden Flügelthüre des Balcon-Zimmers. Bisher hatte sie sich der mütterlichen Freundin, deren Blicke zuweilen forschend und ermutigend auf ihr ruhten, noch nicht mittheilen können, aber sie konnte es sich denken, daß Nordmann der Baronin alles gesagt. Seine selbstbewußten Worte, mit denen er von seiner Arbeit und seinen Kämpfen gesprochen, lehrten in ihre Erinnerung zurück; ihr war, als spräche sich in ihnen ihr eigenes Empfinden aus, sie fühlte sich ihm verwandt und zugleich tief unter ihm stehend. Von ihm konnte man ohne Demuthigung hinnehmen, was man sich von keinem anderen Menschen gefallen ließe! Diese Überzeugung kam ganz allmälig über sie; als sie sich ihrer jedoch klar wurde, dachte sie nicht mehr an die geschwundenen Glücksgüter, sondern in heißer Aufwallung erinnerte sie sich seiner Werbung. Im Dunkel an der geöffneten Thüre lehnend, vor sich den im Mondlichte ruhenden Garten, umschmeichelt vom Frühlingswind und Blüteduft, preßte sie die Hände auf die junge, wogende Brust. Wie eine brandende See rollte und flutete ihr Fühlen; süße Bellkommenheit, ein nie-gefundenes Gefühl der Schwäche erfüllte sie.

Da wurde sie in ihren Gedanken unterbrochen. Die Baronin stand plötzlich an ihrer Seite und legte sanft den Arm um sie. „Bessy, mein Kind, komm hinab in den Garten!“

Inzwischen schritt Doctor Nordmann in der entferntesten Ecke des großen Gartens hin und her. Er griff mechanisch nach den Zweigen der Blütedecke. Er fühlte die zarten, feuchten Blättchen zwischen seinen heißen Fingern. Der Mond stand klar und voll am blauen Himmel und durchleuchtete zauberhaft das junge Grün.

„Wie von dem einen milden Frühlingsregen sich alle Knospen so wonnig erschlossen haben!“ dachte er, und er spähte zu den beiden lichten Frauengestalten hinüber, die Arm in Arm an der anderen Seite des Gartens wandelten. Dann verschwanden sie im Hause.

Er wartete, er wußte nicht wie lange. Er wartete und erschrak doch, als der Diener kam und ihn ersuchte, ins Boudoir der Baronin hinaufzukommen.

Sein leises, wiederholtes Pothen blieb unbeantwortet. Er trat ein und sah sich Bessy allein gegenüber; sie saß aufrecht auf dem kleinen Sopha, hatte die Hände in den Schoß gelegt und sah sehr bleich aus. Er warf einen fragenden Blick in die Runde, — sie waren allein. Selbst zaghaft, trat er auf sie zu; sie sah ihn so angstvoll, so bittend an, daß ihn die Mürbung übermannte und er vor ihr auf die Knie sank. Er legte seinen Arm um sie und fragte leise: „Bessy, bin ich glücklich oder unglücklich?“

Sie antwortete mit leiser, unsicherer Stimme: „Ich glaube, glücklich!“

Er zog sie leidenschaftlich an sich, doch sie fuhr unter Thränen fort zu reden: „Ich verdiene es gar nicht, daß Sie mich lieb haben! Die Baronin hat es mir gesagt; aber ich soll Sie bitten, daß Sie nicht zu streng mit mir sind — —.“

Überseelig sprang er auf und schloß sie in seine Arme. Er fühlte, wie sie zitterte und nach Atem rang, aber er fühlte auch, daß sie seine Küsse erwiderte, und daß sie seinen Kopf mit ihren kleinen Händen festhielt, als er sie freigeben wollte.

„Und ich habe kein Spielzeug-Herz,“ sagte sie leise, während sie das Antlitz an seiner Schulter verbarg.

„Nein, mein Lieb, das hast Du gewiß nicht! Ich habe es im Grunde nie geglaubt.“

„Aber doch muß ich erst arbeiten lernen, nicht wahr? — Nimm mich zu Deiner Mutter, sie soll mir zeigen, wie ich arbeiten muß: Kartoffelschalen, Strumpfstricken und alles —.“

Ein Geräusch auf dem Corridor unterbrach sie. Gleich darauf trat die Baronin ein. Bessy warf sich an ihre Brust, Nordmann aber preßte ihre Hand an seine Lippen und begann ihr zu danken. Ihm herzlich die Rechte drückend, entgegnete sie: „Sie schulden mir keinen Dank, mein Freund; werden Sie glücklich! — Und Du mein Kind,“ sprach sie zu Bessy, „Du wirst glücklich werden!“ Dabei küßte sie ihr Stirn und Mund.

Dann war es einen Augenblick still im Zimmer. Die Baronin wendete sich ab, trat an das geöffnete Fenster und streckte die schmale, weiße Hand hinaus.

„Es hat wieder zu regnen begonnen,“ sagte sie.

„Ein echter Frühlingsregen,“ meinte Nordmann.

„Jawohl, — große, schwere Tropfen!“ sagte die Baronin leise, und ein paar heiße Thränen fielen von ihren Wimpern.

#### Rachdruck verboten.

### „Hier is de Platz, wo is de Mann?“

Eine Spülgeschichte von der Zuidersee  
von Wanda Bartels.

**S**pülgestalten gleich, waren lange Nebelstreifen die ganze endlose Novembernacht hindurch aus den Kanälen gestiegen; waren emporgewallt, hatten sich in Wolken erhoben und waren in Reihen an den dünnen, laublosen Birkenstämmen hängen geblieben, von denen sie in Tropfen niederrannten in das dunkle Wasser des Canals, um über ein Weilchen als neuer gespenstiger Zug wieder fortzuziehen. Schauernd vor Kälte drängten sich die Schafe oben auf dem Deich, der die Wiesen gegen die Flüsse der Zuidersee schützen soll, zusammen, ihre Köpfe gegenseitig unter der dicken Wolle ihrer Leiber vor den rinnenden Tropfen bergend. Kein Laut ringsum, als das Gurgeln des Canalwassers, wenn etwa eine der großen Wasserratten darinnen untertauchte, — oder als das klagende Gebrüll einer Kuh, daß der Nebel jetzt fern und gedämpft erklingen ließ.

Der Uneingeweihte (vorausgesetzt, es käme überhaupt ein Uneingeweihter auf den Gedanken, den Weg von Edam an die Zuidersee im Nebel zurückzulegen) hätte auf Meilen hinans keine menschliche Behausung vermutet, so still lagen die Wiesen und Kanäle in der Novembernacht. Und ebenso still lag das Fischerdorf, das nur der Deich von dem trüben, gelben Wasser der Zuidersee trennte. Die kleinen, hölzernen Häuser standen so tief unter dem Niveau des gepflasterten Deiches, daß sie eben mit einer einzigen Dachkufe darüber wegziehen konnten. So kam es, daß sie alle den Eindruck machten, als späten sie ängstlich über den Damm hinüber, ob Fluth und Wind ihnen noch ein Fröslein zum Leben gönnen möchten oder nicht, und als wären sie im äußersten Falle bereit, sich noch tiefer in den Boden zu saufen.

Auch über ihre rothen Ziegeldächer waren die gespenstigen Nebelstreifen hinweggehuscht, um jenseits des Deiches, Rauchwolken gleich, in die salzigen Flüsse der Zuidersee hinabzurollen, einer dem andern folgend.

Es war eine Stille, die tiefer war, als der Schlaf allein sie über einem Menschenwohnplatz ausbreitet; es war wie jenes regungslose Klauen, das uns mit offenen Augen im Dunkeln nach einem eingebildeten Schreckbild starren läßt, während unsere Glieder, unfähig jeder Bewegung, in der einmal angenommenen Stellung verharren müssen. Dies war es, was das Dorf so still machte: nicht der Schlaf, sondern das Grauen, das der Aberglaube Nacht für Nacht über ihm ausbreite, und dem niemand im Dorfe Widerstand zu leisten gesonnen war.

Um eine Million gute holländische Gulden hätte Ihr keinen Menschen aus diesem Dorf an der Zuidersee vermöcht, in der Novembernacht mit Euch den Edamer Pfad zu wandeln, außer etwa Wynheer Beaumont, den Schulmeister; aber der sprach französisch und war aufgelistert. Die andern sprachen ihre Sprache, wie sie im Jahre 1550 Mode war, trugen ihre Kleider genau wie damals, waren dem Glauben ihrer Väter ergeben wie damals und, — nun ja, sie hielten auch ebenso zäh an ihrem alten Aberglauben aus jenen Tagen, ob man gleich zur Zeit dieser Gelegenheit das Jahr des Heils 1883 verzeichnete.

Aber eine Novembernacht ist lang; so endlos lang, daß sie selbst die tanzenden Nebelstreifen zu ermüden vermag. Und so kam es, daß, als gegen sieben Uhr die fahle Morgendämmerung heraufzog, die Nebelstreifen sich dichter und dichter über dem dunklen Canalwasser sammelten, als wollten sie dort wieder untertauchen, wo sie hergekommen. Weiß nicht, warum der Canal ihnen solches weigerte; das aber weiß ich, daß er es hat, und daß der Nebel in diesen weißen Wallen über den noch herbstgrünen Wiesen unrubig hin und her schwante, bis er endlich Erlaubnis bekam, sich niederzulassen. Hei, wie schnell er dann niederkant! Und als die blonde Sonne emporstieg, da lag er als ein Meer von blühenden, halb zu Reis erstarnten weichlichen Thautropfen über den Wiesen und auf den rothen Ziegeldächern, die über den Deich lugten: so unähnlich den langen schwelbenden Spülgestalten der Nacht, wie der Aberglaube dem Sonnenlicht.

Die ersten, die es mit dem Nebel zu thun hatten, waren die Nonnen, als sie vom Schwesternhaus über den schmalen Wiesenpfad zur Kirche gingen. Ihre schweren, gelbweissen, wollenen Gewänder, ob sie sie gleich fest um ihre Füße zusammenschürzten, zogen eine dunkelgrüne Farbe in den weißen Thau, wo sie ihn von den Gräsern trennten; allein sie lebten sich nicht daran. Möchten sich wohl gefestt haben gegen Nebel und Spülgestalten. Danach, als die Nonnen in die Kirche eingetreten, war das Glöcklein das zweite, daß sich über den Nebel erhob im Dorf und mit einem leden hellen Jünglein allen ängstlichen Gemüthern zuriß, daß der Tag nun da sei, vor dem die Spülgestalten fliehen müssen, und daß es nun Zeit sei: „Zeit — zum — Be — ten — Zeit — zum — Be — ten — bimm — bumm — bimm — bumm!“ Danach kamen sie alle über den Deich, die über Nacht nicht gewagt hatten, sich zu bewegen: die Männer in Stoffen, d. i. sammelten Hosen, weit wie Säde, in schwarzen Jaden mit hohem, spanischen Kragen, das blonde, glatte Haar unbedeutend, weil das Glöcklein läutete. Die Frauen in rot, grün und gelbstreifigen vielfältigen Röcken, die bei jedem Schritt kloppen wie große Fächer

auseinandersetzten und wieder zusammenschlugen, ebenfalls in schwarzen Jaden mit weißen Tüchern und blendenden Spitzenhauben, die schwarzen Gebetbüchlein mit silbernen Schleifen in den Händen.

Darnach, während sie alle in der Messe waren, kam als vierter der Wind über die Zuidersee. Der zerstäubte das letzte, was noch vom Nebel über dem gelben Wasser lag, und half den Fischerbooten, die in das Deichdorf gehörten, von Amsterdam herauskommen; denn es war Sonnabend, und kein ordentlicher Mann aus dem Deichdorf hätte es über sich vermoht, über diesen Tag fortzubleiben. Seht Ihr, andernfalls hätte er mit einem ungefeierten Boot noch eine ganze Woche lang fahren müssen, — und Ihr könnet denken, daß etwas so Tolles niemandem in den Sinn kam. Der Sonnabend war da, um die Boote von innen und außen gründlich zu putzen! Das wußte selbst der Wind, und er eilte sich gewaltig und blies in die weißen und gelben und rothen Segel, daß es eine Lust war; und als die Männer in den Stoffen hörten und die Frauen mit den Fächerkleidern nach einer Stunde aus der Kirche kamen, da schossen die Boote vom Horizont her, wie weiße Möwen und röthliche Wildenten mit aufgespannten Schwingen, eines das andere zu überholen trachtend im Flug nach dageheim.

Der erste, der auf dem Stückchen Deich, das den Hafen einrahmt, auf und niederging, um die Heimkehrenden zu begrüßen, war der Seeteufel. Er hielt eigentlich anders; doch das macht nichts, denn seinen wirklichen Namen kannte außer dem Kirchenbuch kaum einer im Dorf, aber als Seeteufel kannten sie ihn alle.

Eine kleine Last silberner Ketten zog den einzigen silbernen Knopf seiner Jade schief und zeigte mit den sechs saufgroßen Ryksdaler-Stücken aus Kaiser Karls V. Zeit, die auf dem Bund der Stoffen hingen, daß sich der „Duidel van der See“ auch auf irischen Vortheil verstanden hatte. Langsam ging er hin und her auf den nebelsaßen gelben Klinkern des Deiches und nahm mit herablassend würdevollem Kopfnicken die Grüße der andern entgegen, die ihm von der Kirche her entgegengingen. Das, was sie ihm sagten, war fast immer dasselbe: „Dog oot! Gold'ne Floot in Sicht?“

Und jedesmal zog ein halb tolzes, halb bescheiden ablehnendes Lächeln über sein faltiges Gesicht, und er antwortete wie einer, der es wohl weiß, aber die Fragenden nicht allzu sehr demütigen möchte: „Weet nich, Kinner, weet nich, — mit Ju selber nah lieben.“ Das thaten sie denn auch und sahen selber, ob die goldene Flotte in Sicht sei und als erste, den andern weit voraus in den Hafen ließe, wie sie es seit Jahren von einem Sonnabend zum andern gewohnt waren. Die goldene Flotte waren die vier Boote von des Seeteufels vier Söhnen, die zusammen fischen und zusammen heimkehren. Wenn die goldene Flotte viel Fische hatte, so hatten die gewöhnlichen Sterblichen im Dorf ausreichend, hatte aber die goldene Flotte wenig Fische, so hatten die andern nichts und mußten eine Woche hungern. Das war der Glaube im Dorf, und daran war nicht zu rütteln. Die vier Schiffer von der goldenen Flotte waren ebenso berechtigt, wegen ihrer Tollkühnheit den Namen Seeteufel zu führen, wie ihr Vater, aber der wildeste unter ihnen war Donnerböe.

Wie sie nun auf dem Deiche standen und nach der goldenen Flotte auslugten, machte der Wind, der den Nebel jetzt ganz und gar abgeschüttelt hatte, sich ordentlich hinter die weißen und dunkelrothen Segel und ließ die Boote, so sinn er konnte, über die lichtsilberne Zuidersee gleiten, also daß man in geringer Zeit erkennen konnte, welche Schiffer sie führten.

Da, — was war das, was plötzlich alle Köpfe sich von der See ab und auf den alten Seeteufel wenden ließen?

Nun, — er hatte es ebenso gut gesehen wie sie, das ist sicher, denn er hatte die Hände vom Rücken genommen und hielt mit den Fingen den Aufschlag seiner schwarzen Jade, während er festig mit seinen starken, tabakbraunen Zähnen darauf herabhob, wie er gewohnt war zu thun, wenn ihn ein Ärger überfiel.

Das aber, was sie sahen, war, daß die goldene Flotte zwar allen voran eintraf, wie sich's ziemte, aber — es waren drei Boote, anstatt vier; die goldene Flotte war nicht vollständig!

Gott verhüte, daß Ihr von einem unter ihnen allen vermuhten könnet, er habe nur eines Augenblicks Länge daran gedacht, daß Donnerböe's Boot gefentert sein möchte, oder ihm sonst ein Unglück zugestochen. Nein, das Glück der goldenen Flotte war über solch einen Gedanken erhaben! Es vermuhte jeder von ihnen nur eine Pflichtverlegung, und eine halbe Stunde später wußten sie es alle: Donnerböe war in der Richtung nach links abgetrieben und hatte sich (es lang einfach unerhörbar!) verspätet. Nun, die Brüder waren natürlich ohne ihn abgefahren. Möchte er kommen, wann er wollte und seine Blamage allein tragen. Punctum! Halt nichts, daß der Seeteufel seine Jade fast in Fegen biß: Donnerböe hatte sich verspätet!

Nachmittags um vier Uhr kam er. Die Mädchen, die auf dem Deiche zu dreien und vieren in einer Reihe auf und ab wandelten, sicherten hinter ihm her; aber das focht ihn nicht an. Das hätte noch gefehlt, daß er sich über solche verächtliche Dinger, wie Mädchen sind (just gut genug zum Neze fischen), hätte ärgern sollen! Er ging ganz gerade aus in das Wappen von Dranent, wo sie nun alle saßen, wie er wußte. Und das war ein hübsches Stückchen Rühmheit für einen, der sich am Sonnabend so blamirt hatte, und nicht nur sich, sondern den Seeteufel und die ganze goldene Flotte; aber er wußte, daß das, was er erlebt hatte, sie zum Schweigen bringen würde.

Drinnen kämpfte die Hipe, die der eiserne Ofen ausströmte, der Duft des Genevers und der Rauch aus all den weißen Kästchen mit dem tödlichen Lichte der Hängelampe; denn wie am Abend zuvor bevorzugte die Nebel vom Canal und von der See sich über das Dorf zu breiten, sodaß es trotz der frühen Nachmittagsstunde in dem gelben, hochgezimmerten Gastzimmer arg dunkel gewesen wäre, ohne künstliche Beleuchtung.

Als Donnerböe's rothes Antlitz, mit dem strohgelben Haar darüber, in der Thürlippe erschien, wurde es ganz still im Zimmer, und alle Augen wandten sich ihm zu, sogen auch wohl von dem Thüre, der ihm am fernsten war, ein paar spöttende Worte zu ihm hin; dann schwiegen sie alle.

„Bin spät,“ sagte Donnerböe und drückte die Thüre zu.

„Spät,“ sagte der Seeteufel, während sein Antlitz tiefschwarz wurde. Und er biß in seine Jade, sonst wäre er erschöpft vor Wuth.

„Al hab'n Spül' hört,“ sagte Donnerböe ruhig und septe sich. „Gott im Himmel, was sie für Gesichter machen! Wie sie nach ihm hinstarren und mit scheuem Blicke die Fenster-



Am Abhang.

Nach dem Gemälde von A. Reinhardt. — Siehe Seite 88.

scheiben streiften, als fürchteten sie, den Spuk dort vorbeizuschicken zu sehen. Aber zu sprechen wagte niemand.

„Ja, ein Spuk,“ sagte Donnerböe, und dann erzählte er, wie der Wind ihm mit einem Male ganz conträr in die Tafelage gefahren und ihn fast mit Gewalt bis etwa gegenüber von Urf geführt habe, gerade als mügte es so sein. Das war Freitag nachts um die Mitternacht herum. Dann auf einmal war es ganz still gewesen, und da hat jemand am Steuer, hart neben ihm, deutlich und vernehmlich gesagt:

„Hier ist de Platz, wo is de Mann?“

Danach hat er sich die Augen gerieben und den Maat gefragt, ob er dieses auch vernommen. Aber der Maat hat geschlafen. Da hat er den Maat dicht zu sich hergeholt lassen, und dann haben sie mitsammen gelauscht. Und über ein Weilchen hat es abermals deutlich und vernehmlich gesprochen:

„Hier ist de Platz, wo is de Mann?“

Und über eine Zeit zum dritten Male.

Dann sind sie an der Stelle liegen geblieben, bis zur Morgendämmerung, und haben dann über den Ort hin und her gekreuzt, aber nichts Wunderliches mehr erfahren. Danach sind sie heimgefahren, und dies alles ist die Ursache gewesen, warum sie sich verspätet haben.

Sie saßen ganz still, als er schwieg, und der Tabakstrauch hatte Zeit, sich wie ein länglicher blauer Reif um die rothe Flamme der Hängelampe zu legen; dichter und dichter, als wollte er sie verlöschen. Sie waren wie unter einem Zauber, der ihnen verwehrte, sich zu regen, bis einer von ihnen (ob weiß nicht, ob es Jan Pannes war oder Lehndert Igenszoon) mit dem Schuh auf den Sand drückte, sodass es knirschte; darüber verlegen, räusperte er sich, als wäre es ihm niemals eingefallen, die Stille zu brechen, und damit kam wieder Leben über alle, und Mynheer Beaumont's, des Schulmeisters, Stimme klang (ein wenig anders als gewöhnlich zwar) laut und deutlich durch die Stille, wie er sagte: „Gott, Kinder, wie könnt Ihr doch so was für eine Möglichkeit halten?“

Sie antworteten ihm nicht direct, aber ein Murren flog durch das Gastzimmer, das ihm angeigte, man sei nicht zufrieden mit seiner Meinung. Allein das hinderte Mynheer Beaumont nicht, also fortzufahren, wie er jolches dem Stande seiner Aufgelistärheit schuldete: „Ich denke, dass Donnerböe geschlafen hat und ein bisschen lebendig geträumt,“ sagte er, „indem sich solches noch allemal als ein Trugbild der Einbildung ausgewiesen hat, wenn ein verständiger und aufgklärter Mann sich einen Geisterpuk näher beschreiben wollte. So getraue ich mir zu behaupten, dass z. B. ich, als ein gebildeter Mann, solche gewissermaßen göttlose Worte nicht vernehmen könnte, als wie Donnerböe sie soeben erzählt hat.“

Sie antworteten wieder nicht, nur halb mißleidige Blicke tauschten sie mit einander, mit ein wenig Verachtung gemischt gegen den, der eine solche Sache zu bezweckeln wagte.

„Nu seht mal, Kinder,“ fuhr der Schulmeister fort und zog bestig an seiner Pfeife, „ist es nicht ganz menschenunmöglich, dass das Wasser solche unsinnige Worte sprechen soll?“

„Hier ist de Platz, wo is de Mann?“

„Na, das Wasser hat das auch nicht gesagt,“ sagte der Seeteufel mürrisch.

„Nee, das Wasser hat das nicht gesagt!“ riefen sie alle und die Toxis Verachtung, die darin lag, war nicht gering.

„Na, wer soll es denn sonst gesagt haben?“ ereiferte sich der Schulmeister.

„Wer denn? Der Spuk!“ schrieen sie.

„Ach, Kinder,“ sagte der Schulmeister mit einem tiefen Seufzer, „es ist mir schon immer so vorgekommen, als ob Ihr tiefs im Pfuhl des Überglaubens sähet, aber so schlimm habe ich es mir nicht vorgestellt. Es thut mir sehr leid, dass ich nicht in Donnerböe's Boot war, als er diese göttlichen Worte hörte: am Ende hätte ich doch etwas zu seiner Aufklärung thun können.“

Donnerböe's störiges, ein wenig hartes Gesicht sah nicht aus, als ob es sehr erfreut sei über des Schulmeisters Rede. Er hatte den runden Tabaksbeutel vor sich auf dem Tische liegen und stopfte seine weiße Kaltpeife von neuem, während jener sprach. Als der Schulmeister schwieg, sagte er unwirsch: „Soll er doch mitfahren; wenn der Spuk noch da ist, kann er ihn selber hören.“

Weiß nicht, war es der Tabakstrauch, der über die Lampe zog und sie verdunkelte, oder war es ein anderer Grund, der des Schulmeisters Antlit ein wenig farblos erscheinen ließ. Nur eines Augenblicks Länge hindurch, dann sagte er laut und fest, ob es gleich lang, als sei ein Weniges von der rauchigen Luft in seine Kehle gedrungen: „Wenn Donnerböe sich getraut, die Stille wiederzufinden, dann, — na, dann wollen wir uns den Spuk ansehen.“ Und dann lachte er und reichte Donnerböe die Hand über den Tisch als Abschluss des Handels, und danach gingen sie alle aus einander und verloren sich in ihren Häusern.

Über dem Dorf aber, das in wenig Stunden schweigend dalag, wie die Nacht zuvor, redeten sich die Rebel auf, die dem sumpfigen Wasser des Kanals entstiegen. Lautlos spannen sie die Straße und den Teich und die ängstlich darüber hinlängenden Dächer in ihre weißen Schleier, bis alles in ahemloser Angst erstarnte und kein Ton zu hören war weit und breit, als das Plumpsen der Wasserratten im Kanal und die Nebeltröpfchen auf den blechernen Dachrinnen: ging — gang — ging — gang! — die ganze endlose Novembernacht hindurch.

Der Sonntagmorgen, der nach jenem Sonnabend aufzog, konnte allerlei sehen. Erstens einmal: was für ein mutiges lustiges Volk die Menschen in jenem Fischeldorf an der Guidersee waren, solange der Rebel nicht über ihnen lagerte; zweitens: wie über Nacht aus Donnerböe, den sie am Sonnabend noch gründlich verachtet hatten, weil er zu spät gekommen, ein Held geworden war, zu dem die Mädchen, die über ihn geföhrt hatten, schier andächtig aufschauten, indessen die Männer, die ihm im gelben Gastzimmer stillschweigend den „Willkommen!“ geweigert hatten, sich beeindruckt, ihm auf alle Weise ihre Achtung und Freundschaft zu zeigen, also dass er vor lauter frischen Priechen fast erstickte.

Drittens aber konnte er sehen, wie Mynheer Beaumont, der Schulmeister, um einen Genever nach dem andern im

Wappen von Oranien einlehnte, bis sein Antlit gegen Abend in ein freundliches Roth getaucht erschien, anstatt blaß und weiss, wie am Morgen.

Fern sei Euch der Gedanke, dass er es aus Furcht vor dem Spuk thut! Nein, er thut es — ja, weshalb doch? — Ach ja: aus Furcht vor den Seenebeln, „denn seht Ihr, Kinder,“ sagte er denen, die ihn fragten, „seht Ihr, ich bin wahrhaftig noch niemals zur See gefahren, und da könnte ich mich ohne ein bisschen innerliche Einbiegung verlässt.“

Der Stunden von Sonnenaufgang, da der Rebel vertrieben worden, bis um Mitternacht, da es ihm erlaubt war, das Dorf wieder einzutreten, waren viel; und viele Genever waren es, die der Schulmeister in diesen Stunden zu sich nahm, auch viele Priechen, die Donnerböe angeboten wurden. Auch Lachen und Schwoopen war häufig und viel Kopfschütteln und Räumen unter denen, deren Jugend schon ein Weilchen vergangen war, also dass um die Mitternacht, da sie alle auf dem Deiche standen, die Fischerlotte ausfahren zu sehen (wie solches seit Jahrhunderten Sitte war im Dorf), eine gemütliche Stimmung unter ihnen herrschte. Die Jungen lachten und spotteten über den Schulmeister, der ausführ, um das Wasser sagen zu hören: „Hier ist de Platz, wo is de Mann?“



In der Sommerfrische im Salzkammergut.

Siehe den Artikel: Etwas über das Dirndl-Kostüm.

Die Alten schüttelten die Köpfe und sagten, dass sie es schier gottlos fänden, mit soviel Genever im Kopfe auszufahren, um den Spuk aufzusuchen.

Als aber der Schulmeister kam, schwiegen sie alle. Er sah fremd aus. Seine Augen starrten unruhig über den Hafen fort zum Horizont und seine Füße traten unsicher die gelben Klinter, auch war sein Gang ein wenig schwankend, und Donnerböe's Maat muste ihm die Hand reichen, als er über das schmale Brett in Donnerböe's Boot stieg. Es sagte ihm aber niemand, dass er besser am Wall bleiben sollte, und er sagte auch nichts dergleichen.

So fuhren sie ab. Die goldene Flotte voran und Donnerböe's Boot als erstes, wie es sich gehörte. Der Mond stieg und half die Rebel bannen, so lange, bis die dunkeln Segel kleiner und kleiner wurden und am Ende am Horizont verschwanden. Glitzernde, mattgoldene Lichter ließ er im Hafen tanzen und malte tiefe schwarze Schatten um die Menschenhaufen, die, wie Türlaufen gefauert, auf dem Deiche sahen und schwatzten. Half ihm nichts, dem Mond, dass er sein Licht so hell flammen mache, wie er es überhaupt imstande war: die Rebel glaubten ihm doch nicht, dass er die Sonne sei. Sie stiegen auf und redeten sich empor, lang, weiß und durchsichtig, bis sie das Dorf und den Mond und die See wieder in ahemloser Erstarrung gesponnen, wie sie es gewohnt waren seit Jahrhunderten.

Danach aber blieb es das Gleiche, Tag für Tag und Nacht für Nacht, bis der Sonnabend kam und die Flotte zurückkehrte. Was für ein Raunen und Flüstern und Vermuthen und Prophezeien im Dorfe war, diese Woche hindurch, das weiß nur der, so dabei gewesen ist.

Als aber der Sonnabend kam, da sahen die, die etwas Genaues erfahren wollten, schon von Morgens um halb acht Uhr im Wappen von Oranien. Es herrschte fahles, hässliches Dämmerlicht im Gastzimmer. Und weil das Haus über den Deich hinüber gebaut war, nach dem Wasser zu, wo die See ein sumpfiges, kleines Vorland geschaffen hatte, so kamen mit der Flut die Wellen der Guidersee und redeten sich an den Fensterscheiben auf, als wollten sie hören, was die Menschen dinnenn schwatzten. Danach zogen sie mit einem leisen Glütern unter den Pfählen fort, die das Wappen von Oranien über dem Sumpf hielten. Das war nicht arg behaglich. Aber die drinnen waren es gewohnt und machten sich nichts daraus, wenn das Wasser

gegen die Scheiben klatschte und dann fortteilte, während die dicken gelben Schaumballen langsam an dem Glase hinunterrutschten, bis die nächste Welle sie auseinanderwusch. Sie sahen und warteten auf Donnerböe und den Schulmeister.

Es war denn richtig noch nicht acht Uhr, als Donnerböe die Thür öffnete. Aber er kam allein.

„Todt,“ sagte er. „Er ist tot.“

„Todt,“ sagten sie und nüden so befriedigt mit den Köpfen, als ob es die allernörstliche Sache von der Welt wäre, dass der Schulmeister tot sei.

Danach brannte Donnerböe seine Pfeife an und erzählte: „Na, bis Urf, da ging es ganz düsemang. Dann haben wir ein paar Stunden gefreut, bis dass wir den Platz gefunden hatten. Da war es Mitternacht, und wir ließen den Auer fallen. Just in dem Augenblick hör' ich den Spuk sagen:

„Hier ist de Platz, wo is de Mann?“

Da sag' ich gegen den Schulmeister: „Schulmeister, hört Ihr das?“ Sagt er: „Nein, Donnerböe, ich hör' nichts.“ Da sagt der Spuk:

„Hier ist de Platz, wo is de Mann?“

Da bildet sich der Schulmeister weit über Bord, weil er es besser hören will, und — rum! — ist er weg.“

„Ertrunken!“ sagt einer, und dann ist es so still, dass man deutlich hört, wie die Guidersee unter dem Fußboden gluckert.

„Er war ein guter Mann,“ sagt wieder einer.

„Ja, Jungens,“ erklärt ein anderer, „aber an Spuk hat er nicht glauben wollen, all sein Lebttag nicht; darum hat er müssen am Spuk sterben. Denn das ist doch wahrhaftig freudartig, dass er, der sein Lebttag nicht seinem Fuß auf See gesetzt hatte, hat müssen über See fahren, um sein Grab da zu finden, wo der Spuk allzeit nach ihm gerufen hat.“

„Hier ist de Platz, wo is de Mann?“

„Wäre er nur nicht solch ein unglaublicher Thomas gewesen!“ meint ein vierter, dem es unbehaglich über den Rücken riechelt. Danach waren sie alle still.

„Ja, Jungens,“ sagte der Seeteufel dann und stand auf, „nun hilft das nichts: er ist tot. Aber ich hab' das allzeit gesagt: hochdeutsch und französisch, das bringt nichts Gutes!“

Es war aber im Jahre 1883, dass solches geschah, und in den großen Städten sahen die Augen zusammen und lachten der alten Zeiten voller Aberglauben und triumphirten, dass er in unferm erleuchteten Zeitalter ausgerottet sei bis in die Wurzeln. Doch während dem steigen Nacht für Nacht die Rebel aus den sumpfigen Kanälen und halten das Fischerdorf an der Guidersee in ahemloser Starrheit gefesselt, bis der lichtdurchflutete Morgen es entzückt, — Tag für Tag und Nacht für Nacht.

Nachdruck verboten.

### Etwas über das Dirndl-Kostüm.

Plauderei aus dem Salzkammergut von W. Meynau.

Mit einer Illustration.



em Touristen, der in den letzten Jahren das schöne Salzkammergut und dessen bejühte Punkte, wie Idyl, Außsee, St. Wolfgang und Unterach, häufiger berührte, wird es aufgefallen sein, wie sehr die modernen Sommer-Toiletten, trotz ihrer verführerischen duftigen Elegance, immer mehr und mehr von dem sogenannten Dirndl-Kostüm verdrängt werden.

Wer sich bedienten sich die jungen Damen seiner nur bei Bergbesteigungen und längeren Waldspaziergängen; allmählig eroberte es sich aber durch seine Bequemlichkeit und den eigenen Reiz, den es jugendfrischen Gesichten verleiht, immer mehr Anhängerinnen und immer größeres Terrain, wie ja auch die Herren der Lodenjacke und Anzehofer den Vorzug vor viel eleganteren Sport-Kostümen geben.

So sieht man heute auf der Promenade wie in den Hotels, im Wald und auf dem See statt junger Herren und Damen aus der Residenz, mit wenigen Ausnahmen, Guan und Deandln.

Wie jede Neuerung auf dem Gebiete der Toilette hat auch dies Kostüm seine Fegefeuer der Spottfucht durchlaufen müssen. Defregger's Pinel ließerte die unsterbliche Karikatur des Salon-Tirolers, Matthias Schmid ist seinem Beispiel in eben so gelungener Weise gefolgt; und wer weiß, wie bald den schönen Wienerinnen ihr eigenes Spiegelbild aus dem Sommerfrische in einem Salon-Dirndl vor die lachenden Augen gehalten wird! Sie lassen sich aber so leicht nicht ins Bodenhorn jagen, mag sich auch unter den Chor der Spötter eine so tonangabe Stimmung mischen, wie die Ludwig Ganghofer's.

Wieder das Kostüm einsatz und dem Original getreu, so paßt die Trägerin, insosfern sie jung ist, und sich das dazugehörige Colorit von Vergnügung und Sonne hat annehmen lassen, besser in den Rahmen von Wald, See und Gebirge, als wenn sie in Glodenrod und Ballon-Aermeln den Bergziegen ihren Besuch abstattete.

Die Wienerin verleiht ja jeder neuen Mode das Gepräge ihres ureigensten Charakters, sie hat sich ja in die Rolle des Dirndls hineingefunden und dennoch so viel grazile Anmut in das neue Fach mit hinausgenommen, um im Verein mit der kleidsamen Tracht einen schlagenden Gegenbeweis wider die Spötter ins Feld zu führen.

Diejenigen, die immer wieder die schonungslose Kritik herausfordern, sind die altbekannten Ausnahmen von der Regel: junge Damen, die weiße Mußschürzen mit gelben Atlasärmeln, dänische Handschuhe, Armbänder, griechische Haarknoten und goldgestickte, orientalische Schürzen zu einem Dirndlanzug passend erachten, und ältere Damen, denen schon ihr Embonpoint das Tragen des Faltenrodes als selbstverständliche Verbietung jollte; es sind diejenigen, die das Lieblingsparfüm der Residenz in dem frischen Tannenduft des Hochgebirges nicht entbehren zu können glauben.

Das eigentliche Kostüm, wie es das Dirndl am Alter-

Traun- und Mondsee noch heute bei der Feldarbeit trägt, besteht aus einem dunkelblauen, weiß oder gelb gemusterten Anzug aus Waschstoff; das Dirndl darf aber hier dem eigenen Geschmack Rechnung tragen, und so sieht man auch schwarze und hochrothe, buntgeblümte Kostüme. Der außerordentlich faltige und bis zu den Knöcheln reichende Rock ist am Rand mit ein paar Säumchen verziert; er wird an das ärmellose, vorn und rückwärts ziemlich tief ausgeschnittene Leibchen angehängt. Darunter trägt man ein weißes Leibchen aus Shirting oder grober Leinwand, von dem zwei Formen existieren. Die eine dieser hat einen hohen Kragen, der, wie die Bejäge an den bauchigen, langen Ärmeln, mit roth und blauer Kreuzfisch-Stickerei verziert werden kann; auch werden manchmal die Anfangsbuchstaben des Namens der Trägerin unterhalb des Kragens eingestickt. Die zweite Form lässt den Hals frei und zeigt weite, über den Ellbogen herabfallende Ärmel (siehe die Illustration: In der Sommerfrische im Salzammergut).

An Wochentagen trägt man eine derbe, blaue Leinendschürze, oder eine rothe mit weißen Tupfen; auch weiße Leinendschürzen mit gefloppelten Spitzenäpfchen oberhalb des Saumes, nach Tirolerart, sind beliebt.

Zum Sonntagsstaate des Dirndls gehört aber eine schwarze, faltenreiche Seidenschürze und ein buntes Seidentuch mit langen Fransen, das je nach der Größe entweder über der Brust gekreuzt und nach rückwärts gebunden werden kann, oder dessen Enden in den Auschnitt des Leibchens gesteckt werden. Sehr fleidsam ist der Halsschmuck: dünne Silberketten mit breiter, steinbesetzter Schließe, an der oft noch ein Kreuzchen hängt; auch das Bruststück kann man mit einer ähnlichen Schließe, die in Broschenform mit einer Nadel versehen ist, befestigen. Solche alte, oft sehr wertvolle Schließen finden sich gar nicht so schwer, da die Bäuerinnen sie gern beim Goldarbeiter gegen modernen Schmuck umtauschen. Das Kleidungsstück an der Tracht aber ist unstreitig das schwarzseidene Kopftuch mit den flügelartig gesteckten Enden, die tief herabhängen. Für die Mädchen des Salzammergutes bedeutet dies Kopftuch ungefähr denselben Abschnitt ihres jungen Lebens, wie den Bachflischen der Residenz das erste lange Kleid. Gegen die Sonne pflegen sie ein kleines weißes Schlättchen über das schwarze zu binden. Diese kleinen, weißen, vierdeutigen Tücher sind meist ausgeschlungen und reich gestickt; in der einen Ecke prangt der Name der Besitzerin oder ein frommer Spruch, manchmal auch mit bunten Glasperlen ausgenäht.

Die breiten Flügel des Kopftuches geben eine sehr hübsche Umrahmung für ein junges Gesicht und verleihen den Matronen ein würdevolles Aussehen. In Ischl sieht man hie und da schon Residenzlerinnen, die mit dem Dirndlanzug auch das Kopftuch adoptirt haben. Nur bis zur Haartradt der Oberösterreichnerinnen hat sich bis jetzt noch keine unternehmende Nachahmerin aufgeschwungen. Diese aus der Stirn gedrehten Zöpfe mit ihren unnahmlichen Verschlingungen am Hinterkopf, wie man sie nur noch bei Klostersjöglingen trifft, verstoßen doch zu sehr gegen den guten Geschmack; dafür entlehnt man einem andern Bergland unserer Monarchie die Desregger-Frisur, die der Besitzerin von schönen Flechten Gelegenheit giebt, sie aufs vortheilhafteste zu zeigen.

Um das Kopftuch zu befestigen, bindet man ein schwarzes Sammetband neben den einfach um den Kopf gelegten Zöpfen fest; dann wird das Tuch dreieckig zusammengefaltet, über die Zöpfe gelegt und mit den beiden äusseren Zöpfen unterhalb des Haar knotens gebunden. Die beiden inneren Zöpfen aber werden aus der so entstandenen Schlinge herausgezogen, die beiden äusseren auseinandergespalten und oberhalb der Ohren festgesteckt. Der vordere Theil des Kopftuches wird ebenfalls mit Nadeln an das schwarze Sammelband gehaftet.

Leider muß man der Sonnenhitze wegen auf den täglichen Gebrauch des Kopftuches verzichten, und große Tiroler-Strohhüte, mit Schildhahn-Federn bestickt, treten an seine Stelle. Röthe, bunt bedruckte Sonnenschirme, blaue Strümpfe und schwarze, tief ausgeschnittene Schuhe vervollständigen das Kostüm. Etwas mitgenommene Handarbeit verbirgt man, um dem Stile des Anzugs gerecht zu werden, in einem aus rothem, bunt gemustertem Bäuerntuch gefertigten Arbeitsbeutel, der mittels rother Wollbänder, durch überhäkelte Ringe gezogen, geschlossen wird. Gegen die Unbill des Regens führt das Dirndl ein faltiger Tiroler-Lodenmantel mit Kapuze.

Die sogenannte Ausseer Tracht unterscheidet sich von dem eben beschriebenen Kostüm nur durch die Farbe. Hier ist der Anzug rosa und weiß gemustert, und des Sonntags bindet das Dirndl eine roth und grün hangirende Seidenschürze vor.

Daher sich der Dirndlanzug um vieles besser für Waldspaziergänge und Ruder-Partien eignet, als die modernen Toiletten mit ihrem Band- und Spangen-Schmuck, sollte selbst dem unbarmherzigsten Spötter einleuchten; solcher Anzug darf ungestraft nähere Bekanntschaft mit dem feuchten Waldboden machen und braucht drohendes Gewölk nicht zu scheuen.

Auch unsere kleinen undleinsten ziehen Profit aus diesem Vortheile des Kostüms; es gibt weniger Schelte, weniger verdorbene Kleidchen, und sie werden nicht mehr so unerbittlich gehütet, seit die gewaltige Göttin Mode in ihrem Kreis das Dirndl sohionable gemacht hat. Für Kinder wählt man gewöhnlich rothe, gemusterte Anzüge, weiße Leibchen und weiße Schürzen.

Die Bäuerinnen tragen das Kopftuch täglich; blos bei festlichen Gelegenheiten taucht noch hie und da die sogenannte Linzerhaube, ein spiges Gebäude aus Goldstoff, vereinzelt auf, doch ist sie ihrer Kostbarkeit wegen nur für die reicherer Hofbeamterinnen zu erlangen und vererbt sich oft von der Großmutter auf die Enkelin weiter.

Zu den längst vergessenen Garderobe-Stücken vergangener Zeiten gehört auch das tief ausgechnittene Seidenmieder mit den Silberketten und das in Falten gelegte Leibchen mit den mehrfach gepufften, eng plissierten Ärmeln, wie sie die Bäuerinnen am Atter- und Traunsee dureinst trugen.

In der Bauberin am Stein' ließ Frau Wolter dies Kostüm wieder erscheinen. Da sie allsommerlich ihre Ferien in Weissenbach am Attersee zubringt, wurde ihr nämlich an Ort und Stelle Gelegenheit, es aus halbvergessenen Erinnerungen zusammen zu stellen und damit ein Stück verwehrter Poesie unserer Alpenländer vor die Augen des Publicums zu zaubern.

Auch der Dirndlanzug wird im Volke leider von Jahr zu Jahr seltener; und die Dirndl, von denen wir die bequeme, kleidsame Tracht eingetauscht haben, bevor auch sie der Vergessenheit anheimfällt, sehen, wie gespannt werden muß, mit gründlicher, tief empfundener Verachtung auf die Städterinnen herab, die das Kostüm tragen. Und sie haben ja wenig Grund,

darüber zu lachen, geht doch jede Bäuerin, ob arm ob reich, mit dem schweren Seidenrock und der dicken langschöfigen Sammetjacke, die sie Anno bezumal der Stadtadame abgelauscht hat, Sonntags, in der größten Sonnenhitze, schwitztriefend zur Kirche. Da ist es dann die Städterin, die zulegt, und daher bekanntlicher Weise am besten lacht!

#### Nachdruck verboten.

### Herzensbildung.

Von Antonie Grossé.

**M**arie, kommst Du gleich wieder?" ruft dem jungen Mädchen, das eben Besuch hinausbegleitet, eine vornehm ausschende Dame nach, an der alles alt ist bis auf die zierliche Figur und die schönen strahlenden Augen.

"Da bin ich schon, Großmutterchen, darf ich etwas für Dich thun?"

"Nein, aber sag' Dich zu mir. Wir haben noch so wenig mit einander geplaudert, seit ich hier bin, und ich hätte Dir gerade jetzt etwas zu sagen."

Marie sieht verwundert auf; es liegt etwas Eigenes in dem Ton der Worte. Sie zieht einen niederen Stuhl neben den erhöhten Fensterplatz der alten Dame und sagt: "Ja, Du hast recht, aber ich denke, jetzt wird niemand mehr kommen; wenn die unvermeidlichen Gratulations-Besuche erst alle vorüber sind, wird es schon stiller werden, und dann gehören wir uns ganz! Kommt Du Dich noch auf Frieda Braun befreuen, und fiel es Dir nicht auf, wie schlecht sie aussah? Aber Du wolltest mir ja etwas sagen!"

"Ja, und gerade von Frieda wollte ich Dir sprechen; ich bin ihr gestern mit Deinem Vater begegnet, und der erzählte mir von dem traurigen Schicksal der Familie. Marie, ich fürchte, sie ist von ihrem Besuch bei Dir noch tummervoller fortgegangen, als sie vielleicht gekommen war."

"Tummervoll, Großmama? Aber wir waren doch ganz heiter, sie schien sich über mein Glück so herzlich zu freuen und lachte ja mit mir, als ich erzählte, wie komisch Ernst sich bei seiner feierlichen Erklärung benahm."

"Du meinst, — Du warst besser, und das kann ja nicht anders sein! Nur hast Du über Deinem eigenen übermüthigen Lachen nicht gehört, wie gezwungen das ihre klang, hast nicht beobachtet, wie es in dem blässen Gesicht schmerzlich zuckte, und wie die Augen voll verhaltener Thränen an Dir vorüberschauten. Mir aber in meinem Unbetheiligtsein ist nichts von all dem entgangen, und es hat mir im Herzen weh gethan zu jehn, wie grausam meine Marie sein kann!"

"Aber, liebste Großmama, ich verstehe Dich gar nicht, — ich grausam?" — Dann hielt sie plötzlich inne, eine jäh Röthe stieg in dem achtzehnjährigen Gesichtchen auf, und ein wenig leise und ein wenig verwirrt kam es heraus: "Ach ja, — Du meinst, — daran hab' ich gar nicht gedacht —."

"Daher es nur eine Gedankenlosigkeit war, wußt' ich wohl, aber entschuldigt bist Du damit nicht. Marie, Marie, wie konntest Du dem armen Mädchen so bitter weh thun! Denk Dich einmal in ihre Lage, stelle Dir vor, — so schwer Dir das auch fallen mag, — Deine Verlobung löste sich aus so traurigen Gründen, wie die ihre im letzten Sommer. Du trügest Trauer um einen geliebten Vater, dessen plötzlicher Tod die Familie fast der Not preisgegeben, und Du kämtest dann zu einer Freundin aus jenen vergangenen schönen Zeiten, die Dir ihr eigenes junges Glück nicht strahlend genug zu schildern wußte. Dir erzählte von Bällen und Schlitten-Partien, Dir voll Stolz die Geschenke ihres Bräutigams zeigte, — kurz, Dich mit jedem Wort erinnerte an alles, was Du besessen und nun für immer verloren! Herzenschind, wie wäre Dir dabei wohl zu Muthe? Kannst Du nun begreifen, was die arme Frieda in der kurzen Viertelstunde gelitten, wie gewaltsam sie ihr Herz hat zum Schweigen zwingen müssen, damit es nicht laut ausschrie: »Halt ein, Grausame, ich ertrag' es nicht länger, daß Du alle Wunden wieder aufreißest, und mit dem Lachen Deines Glückes wieder wedst, was ich mit Rühe und Roth, mit Seufzern und Thränen kaum zur Ruh' in mir gebracht!« Kennst Du das Wort des Dichters nicht: »Es gibt keinen höheren Schmerz, als im Unglück an vergangene, glückliche Zeiten erinnert zu werden?«"

Nun hatte Marie die Augen voll Thränen: "Großmutterchen, verzeih, ich sehe ein, wie häßlich das von mir gewesen. Die Arme, Arme —, daß ich es wieder gut machen könnte! Ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht, — hätte ihr um keinen Preis weh thun wollen."

"Das kann nun nichts mehr ändern, kann Dich nicht entschuldigen und Frieda das erlittene Leid nicht wieder vergessen machen. Sie mühte ein ausnahmeweise starker Charakter sein, wenn dieser Besuch nicht ein gut Theil Bitterkeit in ihr zurückgelassen haben sollte. Und wenn einmal die Frage in ihr aufgeworfen ist: womit hab' ich es verdient, so ungünstlich zu werden, womit verdienten es die andern, so glücklich zu sein? dann hat das arme Kind böse Stunden durchzusämpfen, bis die aufgeregt, — durch Dich, Marie, aufgeregt Seele ihr Gleichgewicht wiederfindet. Es wird kaum das erste und jedenfalls nicht das letzte Mal sein, daß sie unter einer solchen Gedankenlosigkeit zu leiden hat; sie wird mit Leuten zusammenkommen, die ihre Geschichte nicht kennen, und von denen daher eine Schonung gar nicht zu verlangen ist, doch noch und noch werden Zeit und Gewohnheit sie unempfindlicher machen, — aber Du wirst auch dadurch nicht entschuldigt! Nun wirst Du es wohl von Deiner Großmama ganz unbewußt hören, daß sie das so oft wiederholt und die Sothe zu einer so großen Angelegenheit aufbauscht; aber, mein Herzenschind, die heutige Erahrung ist nicht die erste ihrer Art, die ich seit meinem kurzen Hiersein gemacht! Als neulich Fräulein von Leiningen bei Dir war, hörte ich Euch nebenan wohl eine Viertelstunde lang plaudern und lachen, — Euch beide! — Wie erstaunt war ich dann, bei meinem Eintreten noch eine dritte Dame zu finden, die Gesellschafterin Deiner Freundin, an die in der ganzen Zeit augenscheinlich kaum das Wort gerichtet worden war! Als ich mich nachher mit dem sehr liebenswürdigen Mädchen unterhielt, sah ich ihr Dantbarkeit und Freude ordentlich aus den Augen leuchten. Nun, ich weiß, was es heißt, eine solche Rolle spielen, ignorirt zu werden, wenn man sich innerlich den Menschen, von denen man abhängig ist, doch vollständig ebenbürtig, ja an Bildung oft überlegen fühlt! Du ahnst wohl gar nicht, Marie, daß Deine

Großmama selbst einmal eine ähnliche Stellung eingenommen: solange das auch her ist, fühle ich doch jede Kränfung, die man dieser unglücklichen Classe unseres Geschlechts, zumeist auch aus Gedankenlosigkeit, zu Theil werden läßt, wie mir persönlich angeht!"

"O, Gott, ist das möglich? Liebe, liebste Großmama, nun hälst Du mich gewiß für ganz herzlos und selbstsüchtig, und ich, ach, wie anders sehe ich jetzt alles an!"

Thränen erstickten die Stimme, es war eine Weile still zwischen den beiden; die alte Frau schien mit einem Entschluß zu kämpfen, dann nahm sie dem geliebten Enkelkind die Hand von den Augen, hielt sie fest in der Ihren und fuhr fort: "Rein, Herzenschind, — las uns die Sache nicht übertreiben! Meine Marie herzlos? — Das sind thörichte Worte! Und selbstsüchtig, denk' ich, ist sie nicht mehr, als es nun einmal von der glücklichen Jugend unzertrennlich ist. Aber ich möchte Dich so ganz nach meinem Herzen haben, Kind, nichts an Dir dulden, was in meinen Augen, die freilich die prüfenden Augen einer alten Frau und nicht die eines jungen Bräutigams sind, ein Mangel wäre."

Dabei sahen die Augen der alten Frau mit warmer Liebe auf die Enkelin nieder. — Als diese zuletzt bei ihr gewesen, war sie ein Kind, — nun eine Braut!

"Es ist mir mancherlei wieder durch den Sinn gegangen, wie ich Dich mit Frieda vorhin beobachtet habe, und wenn ich wüßte, daß mein Liebling in all seiner Glückseligkeit noch empfänglich ist für Worte, die kein Tadel sein sollen, die aber doch sehr verschieden klingen dürften von der Sprache, an die er jetzt gewöhnt ist, so möchte ich ihm wohl mein Herz ausschütten!"

"Mein geliebtes Großmutterl, Du sprichst, als ob ich es nicht wüßte, daß ich das Beste von dem, was in mir ist, Dir allein verdanke! Ach, hätte ich nur älter und länger bei Dir sein dürfen, es wäre manches anders mit mir geworden!"

"Zit immer noch Zeit dazu, mein Schatz! Bei der altmährischen Großmama hättest Du wieder vieles nicht gelernt, was Du jetzt kennst und weißt, und was ja heutzutage nothwendig sein soll. Das ist alles nicht mehr wie früher, und davon verschäf ich nichts mehr; nur, sieht Du, eins ist mir klar geworden, seit ich hier bin und von meinem Eschen aus die junge Generation beobachte: sie ist unendlich viel klüger und gelehrter, als wir es gewesen, aber — besser und liebenswürdiger ist sie im ganzen nicht! Vergiß nicht, daß ich jetzt nicht von Dir spreche, sondern im allgemeinen! Doch Du wirst nun bald eine Frau, die ihr eigenstes Selbst mehr behaupten kann als das Mädchen, Du wirst vielleicht Gelegenheit haben, auf andere einzuwirken, sollst, will's Gott, Kinder erziehen, und wenn ich dann längst zur Ruhe gegangen bin, mag es diesen als ein Gruß und ein Vermächtnis von der Großmama ihres Mütterchens gelten, wenn Du zu ihnen einst sprichst wie ich heute zu Dir!"

Wer weiß, wie viel sich bis dahin noch weiter verändert haben wird! Dann lernen die Mädchen wohl auch noch Latein, halten Neden wie die Männer, sind noch schlagfertiger und geistreicher als heute, und das Herz, — das Herz der Frau wird vielleicht nur noch dazu dienen, um ihr — einen dummen Streich zu spielen! Denn weißt Du, mir scheint, als ob die vielgeprägte höhere Entwicklung des Geistes recht oft auf Kosten des Herzens ginge, als ob unter der geistigeren wissenschaftlichen Bildung der Frauen, von der jetzt so viel die Rede ist, die Herzensbildung manchmal litt, — und das macht mich traurig! Du siehst mich verwundert an und meinst wohl, daß das Herz gar keiner besonderen Bildung bedürfe, wenn es von Grund aus nicht schlecht sei, daß man nicht nothwendig habe, erst zu lernen, freundlich, wohltätig und gerecht zu sein, und daß dies überdies in der Religionsstunde geschiehe. Gewiß, aber die Religionsstunde hört mit der Confirmation auf, und der Weg von der Schulbank ins eigentliche Leben ist noch weit, der Prozeß, durch welchen der Same, der in die noch halb schlummernde Kinderseele gelegt worden, im erwachsenen Menschen lebendig und fort und fort fruchtbar werden soll, ist ein mühsamer und schwieriger! Die Fähigkeiten des Herzens, und seien sie von Natur aus die besten, bedürfen nicht weniger der sorgfältigen, liebevollen Ausbildung wie die Anlagen des Geistes, wenn sie nicht totdes Capital bleiben, nicht erfüllt werden sollen von dem, was leider im Menschen gedeiht und wuchert ohne jegliche Pflege, — von Eitelkeit und gedankenloser Selbstsucht! Deßwegen ist man noch nicht gleich herzlos oder böse; man kann sogar sehr wohltätig dabei sein, sogar fähig, Opfer zu bringen, wenn die Aufrüttung dagegen laut und vernünftlich ergeht, aber die Herzensbildung, die ich meine, ist noch etwas anderes! Sie ist nicht wie eine leuchtende Blüthe, die hin und wieder sich erblüht und mit starkem Wohlgeruch sich dann in weitem Umkreis bemerklich macht, oder wie eine helle Flamme, die aufschlägt und eben so schnell wieder verlischt! Rein, sie gleicht einer bescheidenen Blume, die unvergänglich, mit seinem Duft, zu jeder Stunde im Herzen blüht, — einem still glimmenden Feuer, das weniger strahlende Helle als wohlthuende Wärme verbreitet; sie ist die Verhüllung des Herzens in allen kleinen Dingen des täglichen Lebens und allen Menschen gegenüber, die eigene seine Empfindung, die zarte Rücksicht auf die Empfindungen anderer, die Fähigkeit, sich in sie hinein zu denken, mit einem Worte ihnen wohl, mit keinem weh zu thun!

Wit dem Umgang zu fühlen, wenn man selbst schon durch die Schule des Leides gegangen, ist nicht schwer, aber ihm in seinen tausendsaitig verschiedenen Formen gerecht zu werden, aus einer noch kaum getrübten, glücklichen Existenz heraus, das erfordert, was ich unter Bildung des Herzens verstehe! Wo und wann nun diese betrieben werden soll? Ja, in meiner Jugend, als man noch nicht so hastig, so nach außen lebte, als die Frau, wenn ihre Kinder erst heranwuchsen, ausschließlich mit ihnen und für sie lebte, nicht nur die Schul-Arbeiten überwachte, sondern alle Phasen der seelischen und geistigen Entwicklung liebevoll verfolgte und jede Gelegenheit wahrnahm, den kindlichen Sinn auf das Gute hin zu lenken, — als man, mit einem Wort, noch mehr erzog als lehrte, — da giebt die Herzensbildung als etwas Selbstverständliches in Haus und Schule. Das verhältnismäßig still Leben läßt alle Eindrücke sich vertiefen, erst im Kinde, später im jungen Mädchen; gute Bücher und Gespräche über solche Themen zum eigenen Nachdenken und, wo es schläft, zur Selbst-erziehung an.

Heute bleibt der Schule keine Zeit, sich viel mit Herz und Gemüth ihrer Jünglinge zu beschäftigen; wie sollte dies auch neben all der Wissenschaft, die solchem Köpfchen eingetrieben werden muß! Und zu Hause, ja, da scheint ebenfalls keine Zeit mehr zu bleiben!"

Die alte Frau brach plötzlich ab; es war ein wunder Punkt, den sie zu berühren im Begriffe stand! Und sie durfte doch der Frau ihres Sohnes nicht zu nahe treten, deren eigenem Kind gegenüber! — So gab sie sich Mühe, in leichtem Tone fortzufahren: „Dann geh' ins Leben hinein. Die äusseren, gesellschaftlichen Formen sind rasch gelernt: ältere Leute geben und empfangen immer rechts, man hat ihnen im Salon zuerst seinen Koffer zu machen, man hat gefällig und zuvor kommend zu sein, wo die Gelegenheit sich bietet, besonders — höherstehenden Personen gegenüber, man hat liebenswürdig zu sein, besonders — gegen jüngere Herren, und so amüsant, so witzig als möglich, wenn auch einmal auf Kosten anderer!“

Ich trage ein wenig stark auf, Mariele, aber meine alten Augen sehen tiefer und schärfer als Deine jungen, die an der meist angenehmen Oberfläche haften bleiben und den Unterschied zwischen der rein äußerlichen Liebenswürdigkeit der Form und der innerlichen Herzens-Liebenswürdigkeit noch nicht bewusst erkennen. Und es ist doch ein so gewaltiger Unterschied! Mir wird frostig zu Muthe bei der einen und warm bei der anderen, denn jene entspringt einzig der Sucht zu gefallen, diese aber denkt überhaupt nicht an sich, sondern nur an ihr Gegenüber. Dass letzteres nicht so einfach ist, hast Du ja eben an Dir selber erfahren. Doch Ihr modernen Weltländer habt zum Denken zu wenig Zeit, — nicht zum Denken an Euch selber, sondern zum Denken über Euch selber und — an andere; jeder Tag bringt ja viel kleine äußerliche Wichtigkeit, dass diese alles Sonstige verdrängt!

Dazwischen hört man dann wohl einmal klagen über Taktlosigkeit und Rücksichtslosigkeit, die beide in den meisten Fällen doch nichts anderes sind, als die Folgen versäumter Herzensbildung! Meinst Du, ich fühle nicht recht wohl einen Unterschied in dem Benehmen Deiner Freundinnen zu mir? Die Jugend ist dem Alter gegenüber immer ein wenig selbstherrlich, ganz besonders die heutige mit ihrem Bewusstsein einer so viel höheren geistigen Bildung! Aber ein junges Mädchen, das den wahren Herzenstaat besitzt, wird sich nicht damit begnügen, der Großmutter ihrer Freundin eine grazile Verbeugung und ein paar Redensarten zu machen, die mit „meine gnädige Frau“ anfangen und mit „meine gnädige Frau“ aufhören, um dann eine halbe Stunde lang von Dingen und Personen zu plaudern, die dieser ganz fremd sind, — sondern sie wird es verstehen, einen Ton anzuschlagen, der auch bei der alten Frau anflingt!“

Beschämte Marie den Kopf noch tiefer und drückte einen Kuss auf die liebe, alte Hand: „Der Vorwurf trifft auch mich, Großmama, — verzeih! —“

„Ein Vorwurf ist es ja gar nicht und am wenigsten für Dich, die Du die Führung des Gesprächs Deinem Besuch zu überlassen hast; ich möchte Dich nur auf Verschiedenes aufmerksam machen, auf Kleinigkeiten, denn die großen Herzensthaten brauche ich meinem Mädel nicht zu lehren.“

„Du, mein Schatz, kommst als Frau Deines künftigen Gatten in eine kleinere Stadt, wo die Beziehungen der Menschen nicht den flüchtigen Charakter haben wie hier, — wo weniger der Geist das starke Band ist, das die Leute zusammenhält, als Gemüth und Herz, und wo man daher empfindlicher in diesen Dingen ist als hier. In der bevorzugten Stellung, die Dein Mann einnimmt, wirst Du mit den Familien der unter ihm stehenden Beamten zu verkehren haben, und gerade in solchen Verhältnissen braucht man echte Herzensbildung am nötigsten; — glaube mir, sie imponiert auch mehr als alle geistige und sonstige Überlegenheit! Eine wirkliche kleine Rücksichtslosigkeit gegen gesellschaftlich Gleichstehende hat weniger zu bedeuten, als eine scheinbare gegen Niedrigerstehende; jene werden sie vielleicht kaum bemerken, diese eine absichtliche Demütigung darin sehen. So z. B. wenn Du bei einsachen, von Deinem Mann abhängigen Leuten eingeladen bist, — die Gesellschaft ist Dir oder Euch zu Ehren veranstaltet, — aber viel zu spät kommt, in einer viel zu eleganten Toilette, die die bescheidene Umgebung beschämmt; oder wenn Du im letzten Augenblick ohne triftigen Grund absagst!“

Eine aus dem Mangel an Herzensbildung entstehende Gedankenlosigkeit ist es auch, Menschen, deren beschränkte Verhältnisse man kennt, zu kostspieligen Vergnügungen aufzufordern, sie zu fragen, wohin sie im Sommer reisen, überhaupt, sie an das zu erinnern, was wir können und sie nicht. — So gibt es hundert Möglichkeiten, an eine wunde Stelle des Menschenherzens zu rütteln, denen freilich ebenjoviel Gelegenheiten gegenüber stehen, wohin zu thun; aber nur ein außergewöhnliches Herz spürt sie aus und nimmt sie wahr! Dies macht uns in einem grösseren Kreise auf den oder jenen außergewöhnlichen, der sich fremd und unbehaglich fühlt, bestimmt uns, ihm entgegenzukommen und ihn geschickt ins Gespräch zu ziehen, lädt uns ein von fremder Ungehöflichkeit angeschlagenes Thema rasch ablenken, peinliche Differenzen ausgleichen und — die Abwesenden vertheidigen! Dann gibt es in einem weiteren Kreise stets Menschen, — alte, einsame oder fronde, — die zu besuchen weder eine directe Pflicht noch ein zweifelloses Vergnügen ist; Herzensbildung führt uns zu ihnen, unterdrückt dabei in besondern Fällen selbst den Ausdruck des Mitleids, weil auch dies verlezen kann. Sie findet stets die mildeste Form für eine unvermeidliche unangenehme Mitteilung, macht uns nachsichtig und duldsam gegen den Nächsten, bis auf den Verkehr mit unseren Dienstboten! Sich in andere hineinzudenken, ihre Empfindungen zu den unserigen zu machen und ihnen gerecht zu werden, — das ist der Anfang und das Ende aller Herzensweisheit, die doch die beste und — weiblichste aller Weisheiten bleibt!

Und in der Ehe ist sie am allernothwendigsten!“

„Da versteht sie sich bei einer grossen Liebe doch von selbst, Großmama!“

Nichts versteht sich von selbst, Herzenschlind, wenigstens nichts Gutes, alles will erkannt und erachtet sein. Die grosse Liebe, auf die so viel gefündigt wird, ist gut, um die Menschen zusammenzuführen; in der Ehe aber reicht der Begriff nicht aus, wenn es das Herz nicht versteht, ihn lebendig werden zu lassen, — täglich und ständig in vielerlei Form! Er ist sonst wie ein Klumpen rohes Gold, bei dem man verbürgern kann, wenn er nicht in gangbare Münze geprägt wird. Auch hier sind's Kleinigkeiten, ach, so wichtige Kleinigkeiten oft! Denn, obgleich es heißt, Mann und Weib seien „eins“, so bleibt neben der Einheit im ganzen doch die sehr bestimmte Zweiteit im einzelnen und mit dieser die Möglichkeit, sich trotz aller grossen Liebe oft recht weh zu thun. Dem mit kluger Vorsicht vorzugeben, ist Sache der Frau, als des seelisch seiner organisierten Theiles; aber ohne die rechte Herzensbildung wird sie's nimmer können!

„Meine Marie wird es können, dessen bin ich sicher, und wenn sie in diesen letzten Jahren einer vielleicht zu ungetrübten jugendlichen Jugendzeit, in der Haft zwischen Wissendrang und Lebenslust auch so manches andere ein wenig vergessen hat, so darf ihre alte Großmama sie jetzt daran erinnern. Nicht wahr, mein Liebling? Und nun rasch, gib mir einen Kuss, wisch die Thränen ab und hol' die Lampe, — Dein Schatz muss ja gleich kommen!“

Da war er schon! Er musste bereit während der letzten Minuten unter der Thüre gestanden haben, denn er wunderte sich nicht, dass seine Braut wie festgebauzt zu den Füßen der alten Frau sitzen bleibt, — ihn nur mit den feucht schimmernden Augen willkommen heißt, statt wie sonst ihm entgegen zu fliegen. Voll strahlender Härlichkeit umschließt sein Blick die anmutige Gruppe, indem er auf sie zutritt; und, die junge Hand mit innigem Druck erfasst, die alte lüssend, bittet er: „Machen Sie aus meiner Marie eine Frau, die Ihnen gleicht, Großmama, und Sie machen mich zum glücklichsten Manne der Welt!“

Rachdruck verboten.

### Unser Phylax.

Ein Charakter-Bild aus der Hundewelt.

Von A. von Dorff.

**S**chön war er nicht, aber gut, wirklich eine Seele von einem Hunde, nach dem Urtheile sämmtlicher Pensions-Gäste, die in jener Saal in Villa Glücksburg ein- und ausgingen und ihm ohne Ausnahme mehr oder weniger zärtliche Gefühle widmeten. Als er uns zuerst vorgestellt wurde, befand er sich noch in zarterster Jugend, und unsere Empfindungen bei seinem Anblize waren getheilt zwischen Entsezen ob seiner Häßlichkeit und Empörung über den Verläufer, der ihn unserer guten Wirthin als dänische Dogge echter Rasse aufgeschnellt hatte. Voll gläubigen Vertrauens und nicht ohne geheime Entrüstung über Ausdrücke wie: „junges Kalb“, oder „gemeiner Löter“, die sich über das unbeschuldigte Haupt ihrer neuen Errungenschaft ergossen, hoffte sie von Tag zu Tag, ihren Phylax aus der unscheinbaren Hütte zur Schönheit etlichen Ranges sich entwickeln zu sehen, wie im Märchen das hässliche junge Entlein zum herrlichen Schwan wird. Und wirklich, er machte sich noch überraschend; wenn auch seine Schönheit, so wurde er doch allmälig ein großer, kräftiger Hund, und wenn er an Gestalt und in seiner gelblichen Farbe auch noch immer einigermaßen an ein Kalb erinnerte, so war es doch ein stattliches, das sich schon sehen lassen konnte, und aus dem dicken Kopfe blühten ein paar so klare, treuerherzige Hunde-Augen, dass man darüber alle sonstigen kleinen Mängel seines Auftretens vergaß.

Die glückselige Freiheit und Ungebundenheit, verwöhnt und verhätschelt von sämmtlichen Gästen und nur gelegentlich durch die strafende Hand der Wirthin an die Schattenseiten des Hundedaseins gemahnt, wuchs er auf. Wenn es ab und zu wohl einmal vorkam, dass er in frohem Jugendübermuthe daherschlurmi und mit seiner angeborenen Grazie und der ganzen Wucht seiner vierzig Kilo einen der Gäste über den Haufen rannte oder in überströmender Zärtlichkeit einen harmlos im Garten Utwandelnden überfiel, ihm beide Vorderpfoten auf die Schultern legte und blitzschnell mit seiner breiten, prächtig rothen Zunge ihm freuzweig von unten nach oben übers Gesicht fuhr, so war das allerdings nicht ganz angenehm, aber ernstlich zürnen konnte ihm deßhalb doch niemand.

Und wie klug war unser Phylax! Allabendlich zwischen sieben und acht Uhr, wenn die Gäste im Speisaal bei der Abendmahlzeit saßen, fragte er an der Thüre, bis ihm geöffnet wurde. Gravitätisch machte er dann die Runde um den Tisch, nahm von jedem Gast eine Liebesgabe in Gestalt eines Knochens oder sonstigen Lederbissens in Empfang, gab auf Verlangen ungezählte Male die dicke Pfote und marschierte dann ebenso ehrbar wieder ab.

Seine höchste Wonne war Spazierengehen; und da es allen Spaß mache, ihn auf weiteren Wanderungen mitzunehmen, so war er endlich nicht mehr viel zu Hause. Das gefiel nun aber unserer Wirthin weniger, die sich in ihm des Hauses wachhaben Hüter zu erziehen gemeint hatte, und so mußte er seine Leidenschaft für die Natur oft mit einer Tracht Schläge büßen, die ihn kaum mehr schmerzen konnten als die mittählenden Seelen der Gäste. Aber alle Schläge halfen nichts. Augenscheinlich konnte sein Hundeverstand das Problem so verschiedener an ihn gestellter Anforderungen nicht lösen, und er war nicht ganz eingt mit sich, wer denn eigentlich über ihn zu gebieten habe, ob jene Herrsche, die in Haus und Küche waltete und ihn so oft ihre strafende Hand fühlen ließ, oder die guten Herrschaften im Speisaal drinnen, die ihm so ledere Bissen verabreichten und ihn spazieren führten, und da es auch schwache Hunde-Charaktere giebt, zu denen er entschieden gehörte, so folgte er lieber den Lockungen des Bösen und nahm die Schläge geduldig in Kauf, ohne sich zu befreien.

Da riss endlich seiner Herrin die Geduld, und Phylax wurde verurtheilt, an die Kette gelegt zu werden, eine harte Prüfung für seine Freiheitsliebe und seinen jugendlichen Ungehüm! Wehmüthig lag er nun vor seiner Hütte in der Haussede, blieb den Vorübergehenden traurig nach und träumte von der verlorenen Freiheit, — aber nicht lange; bald wurde ihm die Sache denn doch zu langweilig, und er wußte sich zu helfen.

Eines Tages hörten wir im Garten unter unsern Fenstern ein eigenthümlich scharrendes, knirschendes Geräusch, wie wenn ein schwerer Schlitten über den Kies gezogen würde, und zugleich ertönte lautes Rufen und Lachen unten aus den Küchen-Regionen. Neugierig sahen wir hinunter und erblickten unsern Phylax, wohlgefällt blinzeld und wedelnd, umgeben von einem Kreise lauter Bewunderer, und hinter sich her an der Kette schleifte er sein Haus, eine recht massive Holzhütte, welche Leistung seinen Körperkräften alle Ehre mache. Die Bewunderung und die Lieblosungen, die ihm für diese Heldenthat zu Theil wurden, behagten ihm augenscheinlich sehr, noch besser aber gefiel es ihm, als eine mitleidige Seele seine Kette löste; und überfällig jagte er in Bogenjähen im Garten umher. Als er sich müde getollt, ließ er sich gutwillig wieder festlegen; aber siehe da, — am andern Tage, — genau um dieselbe Stunde, erschien er wieder unter unsern Fenstern, hinter sich sein Haus, und blickte triumphirend um sich, indem

er wartete, ob man nicht kommen, ihm gute Bissen reichen und ihn freilassen werde. Tag für Tag wiederholte sich nun dieses Schauspiel, dem die Gäste des Hauses schon immer erwartungsvoll entgegenzahnen, bis ihm von der strengen Herrin auch dies Vergnügen gelegt und seine Hütte an den Erdboden befestigt wurde, sodass sie nun auch keinen gewaltsamsten Anstrengungen, sie mitzunehmen, widerstand.

Endlich ergab er sich in sein Schicksal, und nur zuweilen, wenn das Bewusstsein des Gefangenheits und die Erinnerung an das verlorene Glück gar zu mächtig über ihn kam, machten sich seine Gefühle in leisen Jammerlauten Luft, die besonders dem weiblichen Theile der Hausbewohner tief in die Seele drangen. Den Höhepunkt aber erreichte sein Schmerz in mondernen Nächten, die ihm in vergangenen Zeiten zu seinen ungebundenen Streifereien geleuchtet haben mochten; dann steigerten sich seine leisen Klagen zu lautem, herz- und ohrenzerreibendem Geheul, sodass sämmtliche Schläfer im Hause und in der Nachbarschaft entsetzt emporzuhören und am nächsten Morgen Klage auf Klage bei seiner verzweifelnden Beifahrerin eintrieb. Da kam dem Küchenmädchen, dem seine besondere Pflege oblag, ein rettender Gedanke: mittels eines alten Teppichs und einiger Riegel konstruierte sie vor dem Eingang seiner Hütte einen Vorhang, der bei Mondchein herabgelassen wurde; und seitdem schlummerte er friedlich in seiner dunkeln Behausung, und auch die hellsten Strahlen des Mondes vermochten seine Träume nicht mehr zu stören.

Bald jedoch zeigte es sich, dass die Gesangenschaft entschieden nachtheilig auf sein körperliches Bestinden sowohl, wie auch auf sein Gemüth wirkte. Schlaflos und mißmuthig lag er den ganzen Tag unbeweglich in oder vor seiner Hütte, die ausgezehrtesten Lederbissen, die man ihm brachte, ließen ihm fast, und wenn er aus Gesundheitsrücksichten einige Male des Tages an seiner Kette im Garten umhergeführt wurde, so schlich er stumpf und gleichgültig, mit gesenktem Kopf und Schwanz einher — ein gänzlich verwandelter Phylax!

Das war nicht länger mit anzusehen, darin waren alle Gäste einig, und eines Tages traten sie in corpore vor die Herrin des Hauses und des Hundes und erbaten seine Freiheit, sich mit Gut und Blut für seine gründliche Besserung verbürgend.

Diesen vereinten Beschwoerungen konnte Frau Barbara nicht widerstehen, und mit ihr an der Spitze zog die ganze Gesellschaft zu Phylax's Hütte, um ihn mit gebührender Freiheitlichkeit seiner Haft zu entlassen. Kaum fühlte er sich frei, so heulte er laut auf vor Seligkeit, umarmte und fügte in aller Eile noch den ihm zunächst Siegenden, rammte einen andern um, jagte ein paar Mal durch den Garten, und dann, — ein Satz über das Drahtgitter und den draußen liegenden Bach, — und weg war er!

Start vor Entsezen standen wir alle, tief beschämte in der Seele unsers ungerathenen Schülings, und Frau Barbara mußte uns endlich noch selber trösten mit der Versicherung, dass er gewiss wiederkommen würde. Und er kam auch, aber erst am späten Abend, nahm demuthig und zerkrümpt seine Schläge in Empfang und gelobte mit rührenden Blicken und endlos gegebener Pfote Besserung, die aber ausblieb. Da ihn niemand mehr mitnahm, so machte er sich allein auf die Wanderschaft, trieb sich stundenlang umher und lustwandte auch auf der Kur-Promenade, was ohne Peine bei Geldstrafe verboten war, und so kam es, dass seine glückliche Besitzerin das eine über das andere Mal für ihn bezahlen musste. Oft begegneten wir ihm bei solchen Promenaden und brachten ihn dann mit heim.

So auch an einem schönen Frühlingsmorgen auf der großen Brücke. Sehr beglückt über das unerwartete Wiedersehen, begrüßte er uns und mache auch Miene, uns getreu zu folgen, als wir umkehrten, um ihn nach Hause zu bringen. Ich traute jedoch dem Frieden nicht recht, sondern hielt es für sicherer, ihn am Halsband zu ergreifen; da dieses aber etwas zu eng war, und ich ihn nicht würgen wollte, so stießt ich die runde, fast geschlossene Krücke meines Sonnenhirms durch das Halsband und wollte eben den noch offenen Schirm schließen, um ihn daran zu führen, da — plötzlich entdeckten Phylax's Augen in der Ferne einen Freund und Collegen, der seinem Herzen wohl besonders nahe stand, — ein Rus, — ein Rus, — und er hat sich losgerissen und jagt in wilden Sägen davon, mit ihm mein unglücklicher, ausgepannter Sonnenhirm!

Raum aber bemerkte der Hund das ihm nachschleifende und springende Ungehüm, dessen Spuren sich bei jedem Sprung in seine Seite bohrten, so wendet er entgegen den Kopf, angstvoll will er dem unbekannten Verfolger entfliehen, und rennt mit verdoppelter Geschwindigkeit weiter. Je mehr er aber läuft, desto toller schleift der Schirm, der fest wie Eisen im Halsband hängt, hinter ihm her.

Da ist es um den Rest seiner Courage geschehen; in Todesangst, laut schreiend und heulend vor Entsezen, rast er weiter, über Stein und Stein, wie blind und toll, seinem schützenden Heim zu.

Atemlos vor Lachen folgten wir ihm, und überall an dem Wege, den er genommen, standen die Vorübergehenden lachend still, sahen ihm nach und zerbrachen sich den Kopf, was das zu bedeuten habe: der schreiende, dahinstürmende Hund mit dem aufgespannten Sonnenhirm!

Als wir nach Hause kamen, lag unser armer Phylax, halb tot vor Furcht und Erschöpfung, in der Küche, am ganzen Leibe zitternd und noch immer scheu um sich blickend; mitleidig umstanden ihn die Damen des Herdes, erzählten uns, dass er heulend, noch immer den Schirm hinter sich, zweimal um das ganze Haus gerannt sei, vergebens eine offene Thür suchend, bis die erschrockene Dienerschaft ihn in die Küche gelassen und von seinem Anhängsel befreit habe. Besagtes Anhängsel lag, ein trauriger Rest ehemaliger Schöne, zerbrochen, verbogen und schmutzig daneben. — Noch tagelang nachher konnte Phylax die Folgen dieser Nerven-Erschütterung nicht überwinden, und wollte man ihn später zum Gehorsam zwingen, so brauchte man nur vor seinen Augen einen Schirm aufzuspannen, zitternd that er dann alles, was man von ihm verlangte, — nur eins nicht: seine Ausflüge auf eigene Hand aufzugeben, dazu war er nicht zu bewegen!

Seine Pflichten als Wächter des Hauses lagen ihm also augenscheinlich sehr wenig am Herzen, und selbst seine wärmsten Freunde und Beschützer konnten sich nicht verstellen, dass er täglich mehr vom Pfad der Tugend abwiche und seinen Beruf gänzlich verfehl hätte. Unter diesen Umständen überraschte es niemand, als sich eines Tages das Gerücht verbreitete: Phylax wird abgeschafft; ein Bauer von den Bergen hat ihn gelaufen, und in wenigen Tagen wird er geholt!

Dagegen ließ sich nichts sagen; uns, seinen Göntern, blieb nur noch übrig, ihm die letzten Tage seines Aufenthalts durch Lieblosungen und so viele Lederbissen zu versüßen, daß einzige sein hervorragend kräftiger Magen ihn vor jämmerlichem Tode bewahrte. Alle aber waren wir einig darin, daß wir ein sichtbares Erinnerungszeichen an unsern Phylax haben müssten, und ein jugendlicher Freund des Hauses erbot sich, mittelst seines Amateur-Apparates ein Photogramm von ihm aufzunehmen.

Gesagt, gethan! Zur festgesetzten Stunde erschien der junge



Großfürst-Chronfolger Nikolaus Alexandrowitsch und seine Braut, Prinzessin Alix von Hessen.

Nach Photographien des Ateliers Bäckers, Darmstadt, und W. & D. Downey, London.

Künstler, und Phylax wurde in den Garten geführt. Die Freiheitlichkeit, mit der dies geschah, die vielen wehmütigen Gesichter um ihn her, das fiel ihm augenscheinlich auf; besonders aber war ihm der kleine, schwarze, auf ihn gerichtete Kasten unheimlich, und sein Bestreben blieb nur darauf gerichtet, das Weite zu suchen. Mit den süßesten Schmeichelworten und Küchen hatten wir ihn endlich beruhigt und in eine leidliche Position gebracht, — ein Zeichen mit der Hand, — „Knips!“ mache mit scharfem, scharlem Laut der Apparat, — und im selben Moment machte Phylax einen erschrockenen, mächtigen Satz und flüchtete sich, laut bellend, mit seiner ganzen Courage hinter einen Holzstoh, von wo keine Macht der Welt ihn hervorzuladen imstande war. Man mußte dies aufgeben, und Phylax blieb unphotographirt.

Der Tag der Trennung kam und mit ihm Phylax's neuer Herr, ein grauhaariges, gutmütiges Bäuerlein, vom Dedhof, hoch droben am Feldberg. Der streichelte den Hund und sprach mit ihm in seiner unverständlichen tiroler Mundart; gebürtiglich sich Phylax von ihm den Strud umlegen und folgte gutwillig, nur zuweilen noch den Kopf umwendend nach uns allen, die wir ihm betrübt nachblickten; schien es doch wie ein Abschied für immer!

Aber da kamen wir unsern Phylax schlecht; wenige Tage waren vergangen, da lag er eines Morgens wieder im Hof, freute sich unbändig über jeden, der aus dem Hause trat, und ließ sich die Lieblosungen seiner alten Freunde behaglich gefallen. Aber wieder mußten wir unsern Gefühlern Zwang anthun, Phylax mußte lernen, daß er nicht mehr unser Phylax und Villa Glücksburg nicht mehr seine Heimat wäre; sein einziges Süßchen durften wir ihm reichen, und Frau Barbara, die Gestrengte, jagte ihn endlich, mit schwerem Herzen, aber energischer Hand zum Thore hinaus. So weit ging er, weiter aber nicht; dort im Sand blieb er liegen den ganzen Tag, bis am Abend sein Bäuerlein kam, den Deserteur heimzuholen; und willig folgte er wieder seinem neuen Herrn.

Zwei Jahre weilt er nun dort oben auf seiner lustigen Höhe und ist ein echter Sohn der Berge geworden, auf denen er sich sehr wohl fühlt. Selbst die Lederbissen von Glücksburg scheint er bei seiner ländlichen Kost nicht zu vermissen, denn er schaut prächtig aus; sein Fell ist glatt und glänzend und sein Auge hell und klar.

Auf den Bergen giebt's bekanntlich „la Sünd“, und so ist auch Phylax wieder auf den Pfad der Tugend zurückgekehrt und bewacht, da es ihm dort oben an Versuchung fehlt, treu und gewissenhaft seines Bauern Eigenthum. Zuweilen aber, in langen Zwischenräumen, wenn er von seiner Höhe herabsteigt ins Thal von Meran, erwacht wohl in seiner Brust doch noch ein dunkler Drang, die Stätte seiner Kindheit und ersten Jugend wiederzusehen; dann steigt er thalwärts, umkreist in weitem Bogen unser Haus und lagert sich endlich in der Nähe an einer sonnigen Stelle. Kommt nun einer seiner alten Freunde vorüber, so begrüßt er ihn zärtlich, und trollt nach ein paar Stunden zufrieden wieder heimwärts, seinen Bergen zu. Wir aber, seine ältesten Freunde, bewahren ihm auch die gleichen warmen Gefühle, und gehört er auch nicht mehr nach Villa Glücksburg, so bleibt er doch für uns stets:

Unser Phylax!

Nachdruck verboten.

## Großfürst-Chronfolger Nikolaus Alexandrowitsch und seine Braut, Prinzessin Alix von Hessen.

In einem der entzückendsten Seitenhäler der von Darmstadt nach Heidelberg ziehenden weitläufigen Odenwald-Kette, der so-



Großfürst-Chronfolger Nikolaus Alexandrowitsch und seine Braut, Prinzessin Alix von Hessen.

Nach Photographien des Ateliers Bäckers, Darmstadt, und W. & D. Downey, London.

genannten Bergstraße, im Jungenheimer Thale, liegt auf einer Höhe, von der ein goldenes Kreuz in die weite Rhein-Ebene binausblintzt, das Schloß Heiligenberg. In dem Frieden dieser Landschaft pflegte einst der edle und so ruhlos dahingemordete Kaiser Alexander II. von Russland mit Vorliebe zu verweilen, war hier doch auch die Heimat seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Alexandrowna.

Und nun sind die alten Familienbande zwischen den Romanows und dem Hause von Hessen und bei Rhein, die schon fortgepflegt wurden durch die Verheirathung der Prinzessin Ella an den Großfürsten Sergei, aufs neue ganz in früherer Weise hergestellt worden durch die Verlobung des Großfürst-Chronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch mit der Prinzessin Alix von Hessen, der Prinzessin Sonnenchein, wie sie bezeichnender Weise daheim genannt wird.

Noch in weiten Kreisen wurde bis zum letzten Augenblick an der Verwirklichung dieser Verbindung gezweifelt; glaubte man doch, daß politische Strömungen dem künftigen Beherrschter aller Reichen es heute unmöglich machten, um die Hand einer deutschen Prinzessin werben zu können. Es ist anders gekommen. Alle sonstigen Combinationen zerstatterten in nichts, und auf dem im Sand stattgefundenen Familienfest zu Coburg wurde die Verlobung feierlich verkündet.

Der 1868 geborene Cäcilewitsch besitzt eine angenehme Erscheinung. Daß er eine ausgezeichnete Erziehung empfing, bedarf kaum des Erwähnens. Noch vor wenigen Jahren vervollständigte er seine Erfahrungen durch eine Seereise nach Ostasien, auf der ihn die Entfernung des Prinzen Georg von Griechenland mit genauer Noth vor dem Schwerte eines fanatischen Japaners rettete. — Prinzessin Alix wurde 1872 geboren. Sie galt allezeit für eine lustige, liebe kleine Person, die durch ihre Anmut und Lebenswürdigkeit die Herzen ihrer Umgebung ganz besonders zu gewinnen verstand. Dabei steht sie in dem Ruf, einen sehr festen Charakter zu besitzen, eine Eigenschaft, die gerade bei ihrer künftigen Stellung wohl die allerwichtigste sein dürfte. — Von den drei Schwestern der Prinzessin Alix ist Victoria, die älteste, verheirathet mit dem englischen Admiral Prinz Ludwig Battenberg, Bruder des verstorbenen Bulgarenkönigs, die zweite, Elisabeth oder Ella, wie erwähnt, mit dem Großfürsten Sergei und Irene bekanntlich mit Prinz Heinrich von Preußen.

So sehr die Darmstädter sich mit ganz Deutschland über die Verbindung ihrer jüngsten Fürstentochter freuen, so werden sie sie doch nicht ohne ein leises Gefühl der Wehmuth nach dem stolzen, kalten Norden ziehen sehen; innige Wünsche, daß sie auch dort ihre heitere Natur bewahren und später oft, oft in der heimatlichen Bergstraße von der Unruhe und den Sorgen der großen Welt ausruhen möge, werden die Prinzessin Sonnenchein dahin begleiten.

Graf v. S.

Nachdruck verboten.

## Beim Winde.“

Zu dem Bild von A. Milesi. — Siehe Seite 81.

Die Verte schadholt, das Segel gesetzt, die Kleider zerissen und dennoch zufriden dabei! Es geht „beim Winde“ durch die Lagune, „beim Winde“ durch's Leben. Das ist nicht so bequem, als wenn der Wind immer hilflich von hinten käme und das Fahrzeug ohne viel Mühe seinem Ziele zutriebe. Nein, man muß hier und da mühselig kreuzen; aber nach der Arbeit rastet man bis zum nächsten „Schlag“ desto angenehmer. — Der alte Pietro sieht heute weit draußen; Philomena kommt mit ihrem Kinde vom Markt zurück. Die blonde Fluth rauscht

voraus, die Sonne scheint bei der süßen Brise recht angenehm auf das braueroalte Segel, auf das schwarze, von Theer duftende Holz der Verte, auf die bunten, zerrißnen Kleider von Mutter und Kind. Wie das Seewasser verduftet! Wie frisch atmet sich die salzige-würzige Luft ein! — Das Kind läßt das Stück Brod, das es eben verzehrte, rutschen und schaut halb neugierig, halb blöde nach einer in der Nähe vorübergleitenden Gondel. Zwei Damen sitzen darin, zweifellos Deutsche, die freundlich der kleinen Italienerin zunicken. — Philomena aber hat den Blick auf den hellen Streifen gerichtet, der den Horizont säumt. Ein Büschel ihres blau-schwarzen Haars flattert lustig über den brauner-

Sturm. Dort drüben ist der Pietro! Ob er wohl noch vor Nacht zurückkommen kann? Wenn der Wind nicht umspringt, kann! Nun, dann Geduld! Man kann es eben im Leben nicht immer so haben, wie man möchte; das können selbst die Reichen nicht, die doch sonst „vom Winde“ segeln. „Beim Winde“ trenzt der Pietro aber wenigstens bis morgen zurück, und dann gibt es einen „langen Schlag“, dahin, am Strand beim Spinnen und Weben; man ist heiter und glücklich beisammen, bis es tags darauf wieder weiter geht, durch die Lagune, durchs Leben: „beim Winde!“ M. R.

Nachdruck verboten.

## Am Abhang.

Zu dem Bild von A. Reinhardt. — Siehe Seite 81.

In der Sandschlucht ist es heiß und sonnig. Oben auf dem einsam überhängenden Kande der Heide spielt ein leichter Wind in den Wipfeln der Kiefern und mit den leichtbewegten Laub der hellgelblichen Birken, die ihren Schatten über den weißen Hang werfen. Aber unten steht der gelbe Ginster unbewegt, und dem Sandhaufen, dem alten Matthias, rinnt der Schweiß in diesen Trocken aus den Haaren über die grannopappig-falligen Bäken. Er wischte sich die Stirn mit dem Ärmel und hält, auf seine Schaufel gestützt, ein wenig in der Arbeit inne. Er

sieht dem langsam herunterrieselnden Sande zu, der auch ein paar schwarze Käfer mit sich reißt, die unvorsichtiger Weise in dies gefährliche Gebiet getrieben sind. Es geht über Kopf mit ihnen; die Birken arbeiten hilflos in der Lust unter. Bedächtig schautet Matthias sie auf und schenkt sie daneben in Sicherheit. Er hat Mitleid mit jeder Creatur, die sich quält. Er weiß selber, was es heißt: sich quälen müssen, ohne daß einer einem beisteht. — Und nun startet er nachdrücklich in den rinnden Sand. Ja, so geht's abwärts, Korn auf Korn, ganz von selber; hier steht's ein wenig, dann quillt es über, und weiter geht es unaufhaltlich! So verrinnt das Leben auch. Nur kann's nicht halten; es ist alles loser Sand, der den Abhang hinunterfließt. Er steht ebenfalls an seinem Abhang; er weiß schon, sein Körlein ist bald unten. Und so einfürig, gleichmäßig, geruischlos, undeutend ist auch sein ganzes Leben verlossen, seit er als Kind im Sand gespielt, seit er diesen als junger Bursche fortgefahren, seit er ihn als alter Mann geschaufelt hat. Und so ganz still und unbeachtet wird er seine Reise den Abhang hinunter beendigen. — Wieder greift er zu seinem Werkzeug. Man hört nur das sumpe, scharrende Stoßen der Schaufel und das gelegentliche Klingen, wenn das Eisen gegen einen Feuerstein fährt. Die Sonne brütet weiter in der eingeschlossenen Schlucht. Oben aber auf einem Birkenzweige läßt sich ein Vireo nieder und ruft melodisch über die Heide. J. V.

## Redaktionss-Post.

### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Auszügen hin.)

Johanniter-Orden (72). — Sie möchten sich mit einer Anzahl zu das Bureau des Ordens, Berlin W. Potsdamerstraße 1340, wenden; vor dort aus wird Ihnen Näheres über Bewerbung u. s. w. mitgetheilt werden. Sie erhalten dann auch auf Wunsch die Eintritts-Bedingungen und Bescriften für Lehrspieglerinnen und dienende Schwestern gratis. — Die Commandatoren der Genossenschaften der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens sind: General Graf von Lehndorff, Eze., Berlin, für Ost und Westpreußen; Wirkl. Geh. Rath von Lerehov, Eze., Berlin, für Brandenburg; Wirkl. Geh. Rath von Malpahn, Eze., Gollitz, für Pommern; Wirkl. Geh. Rath Frhr. v. Uruhe-Bomst, Langheinrichsdorf i. d. Neumark, für Posen; Kammerherr Graf v. Rothkirch und Trach, Panthenau, für Schlesien; General Graf v. Wartenfels, Eze., Garow d. Ganzin, für Prov. Sachsen, Thüringen, Braunschweig und Anhalt; Graf v. Gredorff-Wiefeld, Aschberg, für Schleswig-Holstein und Fürcstentum Lübeck; Schloßhauptmann Graf von dem Busche-Ippenburg genannt v. Kessel, Ippenburg, für Hannover und Oldenburg; Kammerherr Graf v. Bodelschwingh-Plettenberg, Bodelschwingh, für Westfalen; Kammerherr Frhr. v. Bodelschwingh-Mehrm, Mehrum bei Werde, für Rheinprovinz; Elsach-Wettinen, Birkenfeld und Reg.- Bez. Wiedenbaden; General Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Langenburg, für Württemberg und Baden; Frhr. v. Matpahn, Graf v. Blethen, Ivenack, für die beiden Mecklenburgs; Graf Friedrich zu Solms-Laubach, Erlaucht, Laubach, für Groß. Hess., Reg.- Bez. Cassel und Frankfurt a. M.; Kammerherr Frhr. v. Buz, Dresden, für das Königreich Sachsen; Graf Maximilian zu Bayreuth, Erlaucht, München, für Bayern. — Die hauptsächlichsten Eintritts-Bedingungen, die auch für weitere Kreise Interesse haben, werden wir, der Raummanigfalt dies heute verbietet, in einer der nächsten Redaktionen veröffentlichen.

Aufland (80). — Die vornehmen Russen bedienen sich neuerdings gern des Englischen an Stelle des Französischen als Umgangssprache.